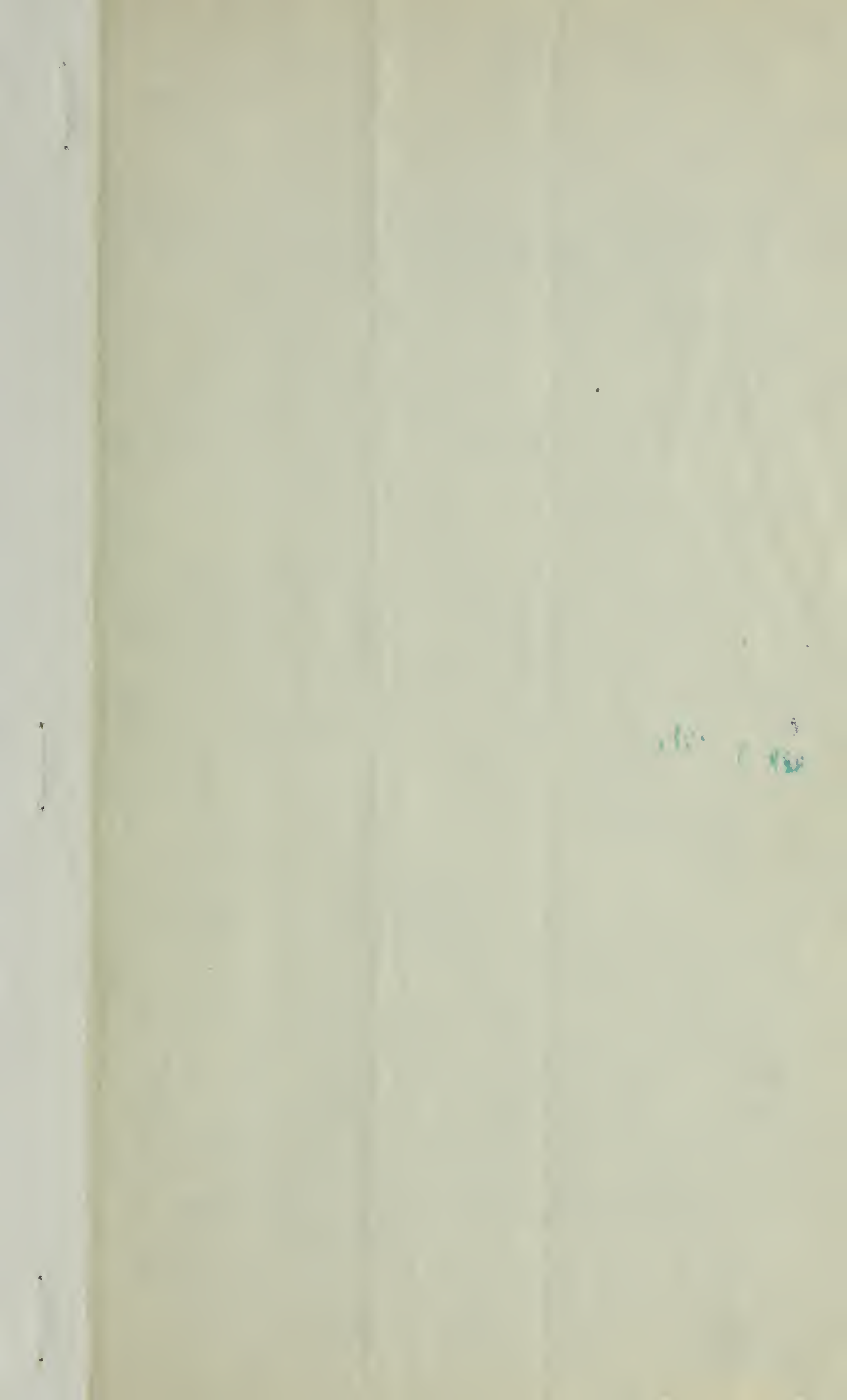
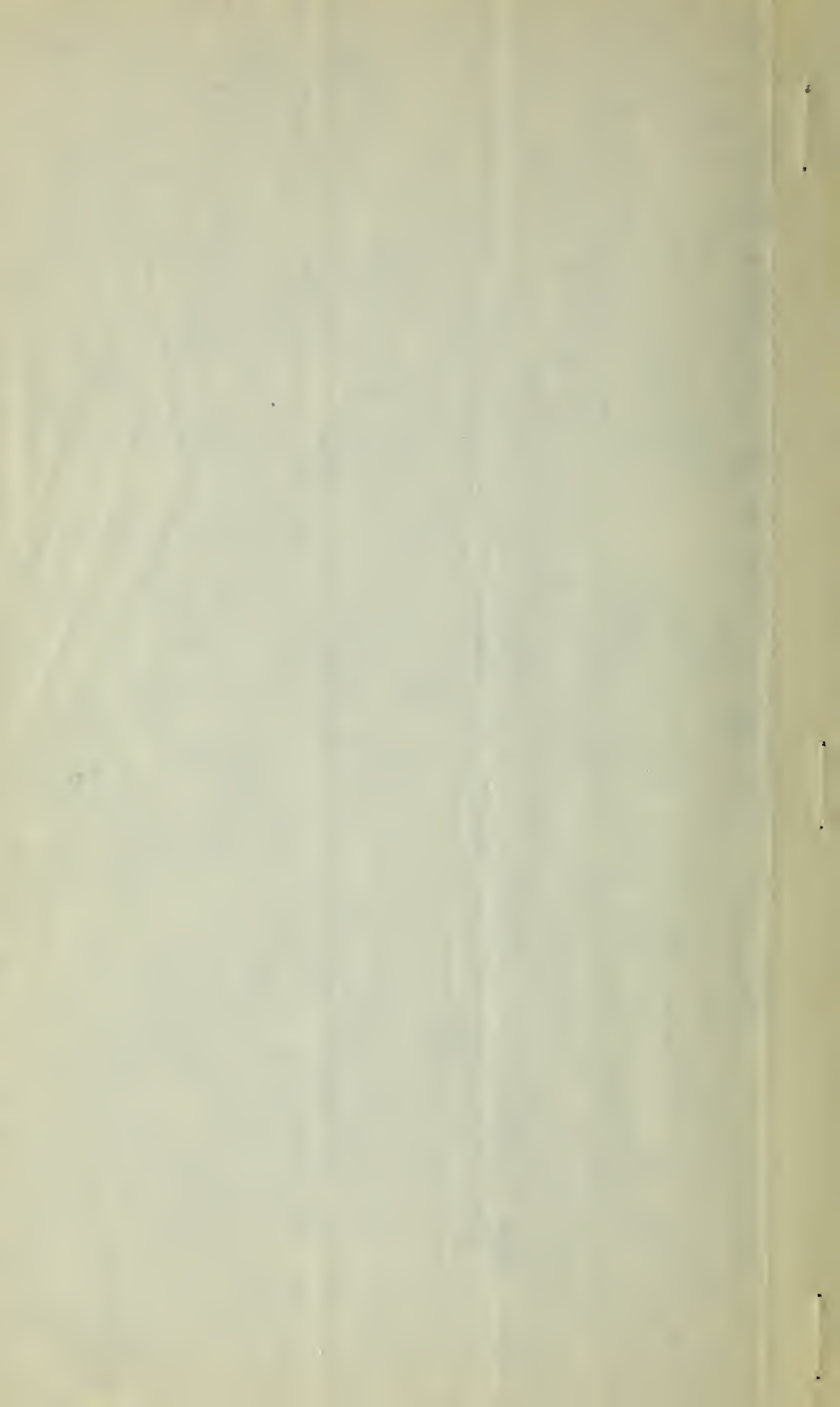
HEWELCKE

DIE LORELEYSAGE, PADER-
BORN, 1908

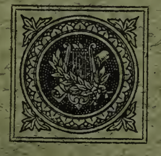




# Die Loreleysage

von

M. R. Hewelcke.



Paderborn, 1908.

Druck und Verlag der Junfermannschen Buchhandlung.

Albert Pape.



# Die Loreleysage

von

M. R. Hewelcke.



Paderborn, 1908.

Druck und Verlag der Junfermannschen Buchhandlung.

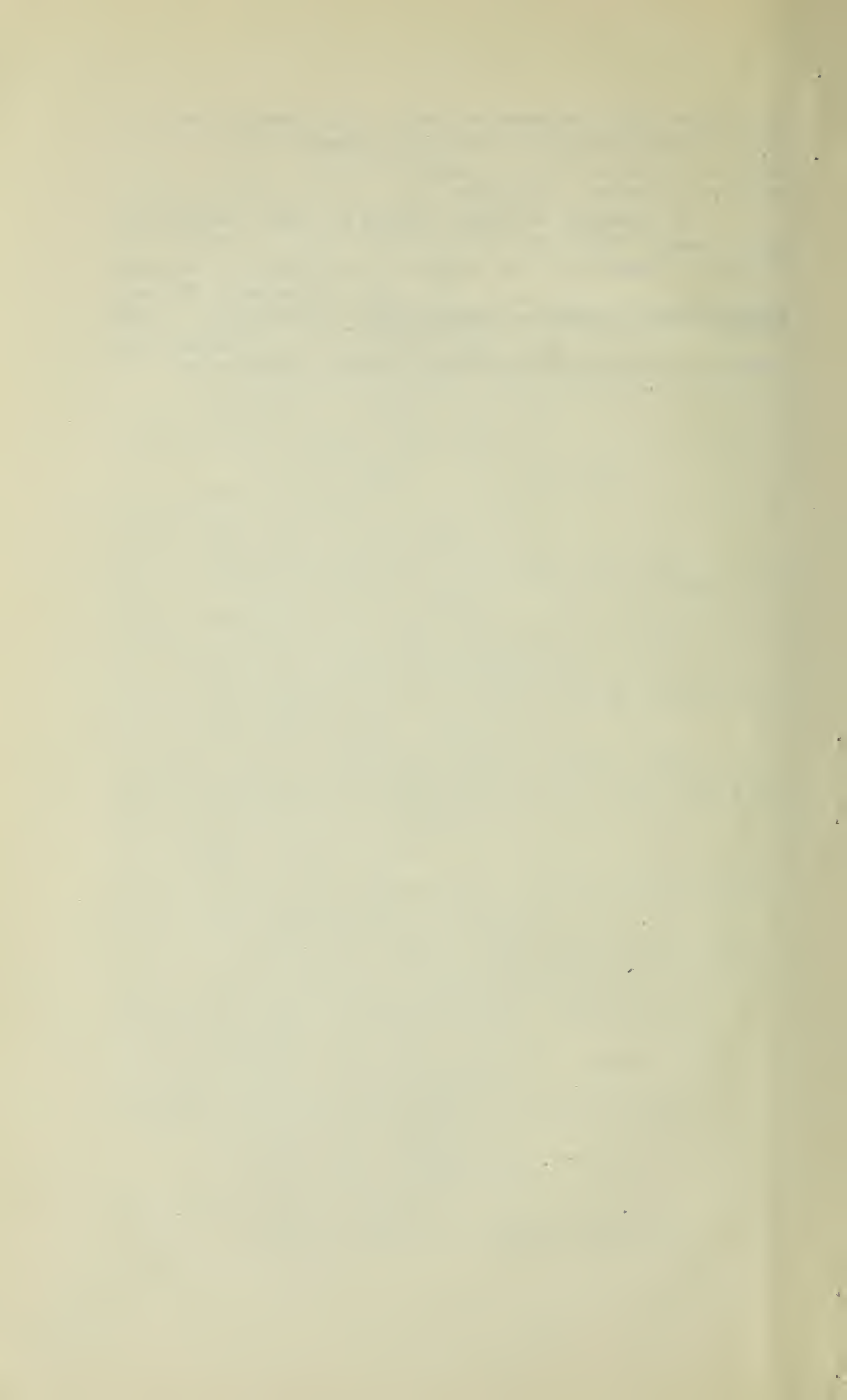
Albert Pape.

# Literaturangabe.

Altdeutsche Blätter I.
Aschbach: Geschichte der Wiener Universität II. Wien 1869.
Aschbach: Die früheren Wanderjahre des Conrad Celtes (Sitzungsbericht der phil.-hist. Klasse der k. Ak. d. W. 60. Bd. Wien 1868.
Bartsch: Beiträge zur Quellenkunde der ahd. Literatur. Straßburg 1886.
Bartsch: Meisterlieder der Colmarer Handschrift. Stuttgart 1862.
Bender: Rheinische Lieder. Münster i. W. 1899.
Brandes: Lit. des XIX. Jahrh. in ihren Hauptströmungen. Leipzig.
Brentano: Ges. Schriften. Freiburg 1873.
" Krit. Ausg. v. J. Dohmke. Leipzig.
" Ges. Briefe. VIII. Bd. d. ges. Schr. Frankfurt 1855.
Arnim-Brentano: Des Knaben Wunderhorn. Heidelberg 1806.
Caesarii Heisterbachensis monachi ordinis cist. Dialogus miraculorum. (Ausgabe von Strange nach den Codices des 15. Jahrh. Cöln 1851.
Cardauns: Die Märchen Clemens Brentanos. Cöln 1895.
Diel-Kreiten: Clemens Brentano. I. II. Freiburg 1877/78.
Ebers: Eine Aegyptische Königstochter. Stuttgart und Leipzig 1906.
Edda, die. Ausgabe von H. v. Wolzogen. Leipzig (Reclam).
Eichendorffs ges. Werke. Leipzig (Hesse).
Fauriel (W. Müller) Neugriechische Volkslieder I. II. Leipzig 1825.
Freher: Origines Palatinae. Heidelbergae 1613.
Freiligrath's ges. Dichtungen. Leipzig 1898.
Geibel: ges. Werke. 3. Aufl. Stuttgart 1893.
Gebr. Grimm: Deutsche Sagen. Berlin 1816.
" " Irische Elfenmärchen. Leipzig 1826.
Gaedertz: Emmanuel Geibel. Leipzig 1897.
J. Grimm: Mythologie der Germanen Göttingen 1854.
" " kl. Schriften VII. Berlin.
W. Grimm: Heldensage. 3. Aufl. Gütersloh 1883.
Heine: Sämtl. Werke. Leipzig (Hesse).
Heller: Eichendorffs Einfluß auf Heines Lyrik. Lemberg 1897.
Hennings: Homers Odyssee. Berlin 1903.
Henninger: Nassau in seinen Sagen Geschichten und Liedern. Wiesbaden 1845.
Herodot: (Übers. v. Fr. Lange) I. Berlin 1811.
Hertz (Wilh.): Ges. Abhandlungen. Stuttgart und Berlin 1905.
Herder: Sämtl. Werke. 25. Bd. (Suphan) Berlin 1885.
Hoffmann: Fundgruben für Gesch. dtsch. Sprache u. Literatur. Breslau 1830.
Holthof: Zum Ursprung der Loreleysage. (Frkf. Zeitg. No. 137. 1906).

Kaufmann: Quellenangaben zu Simrocks Rheinsagen. Cöln 1862.
" Caes. v. Heisterbach; ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Cöln 1850.
Kollbach: Bilder vom Rhein. Cöln 1892.
Kopisch: Der Nöck (Ballade v. Löwe). Berlin.
Kraus: Mörikes Leben und Schaffen. (Mörike I.) Leipzig.
Kroll: Antiker Aberglaube. Hamburg 1897.
Laistner: Nebelsagen. Stuttgart 1879.
Leimbach: Loreley. Wolfenbüttel 1879.
Leimbach-Trippenbach: Em. Geibel's Leben und Werke. Wolfenbüttel 1894.
Luthers Bibel (Exped. der Karlsruher Bibel). 1836.
Bonet-Maury: Burger et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne. Paris 1889.
Loeben: Gedichte (Ausg. v. Pissin.) Berlin 1905.
Maunhardt: Germ. Mythen. Berlin 1858.
" Wald- und Feldkulte. I. II. Berlin 1904/5.
Menzel: Odin. Stuttgart 1855.
Meyer: Mythologie der Germ. Stuttgart 1903.
Mörike: Sämtl. Werke. Leipzig (Hesse).
Minor: Zum Jubiläum Eichendorffs. (Zs. f. d. Phil. 21. Bd.) Halle a. S. 1889.
Müller v. Königswinter: Das Rheinbuch. Leipzig, Gent, Brüssel 1856.
Murner's Ketzerkalender. (Siehe Scheible).
Murner's Narrenbeschwörung. (Ausg. von M. Spanier.) Halle a. S. 1894.
Nork: Mythologie der Volkssagen (siehe Scheible IX.)
Nover: Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung. Hamburg 1897.
Platon's Phädon (Schleiermacher). Leipzig (Reclam).
Raßmann: Die dtsch. Heldensage. Hannover 1863.
Reinhard: Aus J. v. Eichendorffs dichterischer Frühzeit. Münster 1907.
Rohde: Psyche; Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube. 2. Aufl. Freiburg 1898.
Scheible: Das Kloster IX; X. Stuttgart 1848.
Sallet: Ausgew. Gedichte. Leipzig.
Schade: Laurin. Leipzig 1854.
Schreiber: Sagen aus den Rheingegenden. 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1848.
Schmidt (Erich): Charakteristiken. Berlin 1886.
Schroer: Ein Ausflug nach Gottschee (in Sitzungsbericht der Phil. Hist. Kl. der kais. Akad. der Wiss. 60. Bd.) Wien 1868.
Seuffert: Heines „Heimkehr" (Vierteljahrschr. für Lit. Gesch. III.) Weimar 1890.
Seyberth: Die Loreley. Gymnasialprogramm. Wiesbaden 1863.
Simrock: Rheinsagen. Bonn 1883.
Spitz: Das malerische und romantische Rheinland. Düsseldorf 1838.
Strachwitz: Gedichte. Leipzig (Reclam).
Stramberg: Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius.
II. Abt. 1. Bd. Koblenz 1845.
II. Abt. 5. Bd. Koblenz 1856.
II. Abt. 8. Bd. Frankfurt 1862.
Strodtmann: Gedichte. Leipzig.
" Briefe von und an G. A. Bürger. Berlin 1874.

Strodtmann: H. Heines Leben und Werke. I. II. Berlin 1867/69.
Uhland: Sämtl. Werke (Holthof) Stuttgart und Leipzig.
Wackernagel: Kl. Schriften. II. Leipzig 1873.
Weicker: De Sirenibus. Leipzig 1895.
" Der Seelenvogel in der alten Literatur und Kunst. Leipzig 1902.
Wolff: Lurley. Berlin 1891.
Wirzeburc (Kuonrât von): Der Werlte lôn. (Ausgabe von Franz Roth). Frankfurt a. M. 1897.
Wolff's poetischer Hausschatz des deutschen Volks. (Carl Oltrogge). 26. Aufl. Leipzig 1874.
Wilbrandt: Die gute Lorelei (in Deutsche Rundschau. Band 83/84).



# Die Loreleysage.

Theodor Fontane erzählt in seinen Memoiren aus dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71, daß die deutschen Kriegsgefangenen auf dem Transport nach der Isle d'Oléron an der fernen französischen Küste das Lied angestimmt hätten: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . . ." Das „Märchen aus uralten Zeiten" lenkte die Gedanken hin nach dem wiedereroberten deutschen Strome, an dessen Ufern liebliche, offene Fluren, grünende, sanftgeschwungene Hügelketten mit wildromantischen, öden Gebirgspartien abwechseln. An einer der schaurigsten, unheimlichsten Stellen des Rheins erhebt sich die Loreley. „Wie ein Gebilde des hohen Nordens, wie ein trotziges Felsenkap aus einem norwegischen Fjorde so ernst und feierlich ragt dieser nackte Schieferfelsen aus dem dunkeln Wasser." [1]) Wie ein Denkmal aus alter Zeit liegt er da und in der Tat melden jahrhundertealte Urkunden, Lieder und Reisebeschreibungen seinen Namen. In einem Spottliede auf die geizigen und doch so reich mit Glücksgütern gesegneten Rheinländer singt der Marner im 13. Jahrhundert:

„Stad uf, stad abe in wehset win,
in dienet ouch des Rines grunt"

und einige Zeilen weiter:

„der Ymelunge hort lit in dem Lurlenberc in bi." [2])

Jakob Grimm erwähnt eines Liedes „Ritterpreis", das von einem unbekannten Verfasser zur Zeit Rudolphs von Habsburg gedichtet sein muß. Darin findet sich die Stelle:

„ich grûzzen der zwirin ist gedouft
und ein anderin namen hait gekouft
dan sîn lîf dâ êdes drûch.
in einem burnen he sich twûch

---

[1]) Kollbach a. a. O. 171.

[2]) Bodmer hat daraus „Burglenberc" gemacht. Doch enthält die Pariser Handschrift (nach W. Hertz und anderen) die Bezeichnung „Lurlenberc".

de wâpin wârin sîn westerkleit.
sin êventûre was bereit
van alze ritterlîcher kost.
gein manger rîchen harten jost
den Rîn he hin ze berge fûr,
da sîner westerhûfin snûr
van vîl hêrin wart gerûrt.
Uz Lurlinberge wart gefûrt
sin stolze êventûre
mit hoher minnen stûre
durh Elsâzen dat land."

Jakob Grimm will aus diesem Zeugnis schließen, daß es wohl einem alten Aberglauben gemäß sein mußte, einen feierlichen Auszug von dort aus zu unternehmen. Aber es liegen für diese Annahme keine andere Beweise oder Erklärungen aus dem Mittelalter vor. Die Orographen und Reisenden preisen nur einstimmig das wunderbare Echo des Lurleyfelsens. So schildert zum Beispiel der westfälische Reisende Bernardus Mollerus[1]) in seinem 1570 veröffentlichten lateinischen Gedicht über den Rhein, »wie beim Ruf Vorübergehender der Gipfel mit fürchterlicher Stimme den Einsturz drohe, wie er bei Schüssen ertöne, als ob man ihn einreiße«, und leitet diese wunderbare Kraft ab von den vielen Höhlen im Innern des Berges, von denen keine ganz durchgehe und so den Schall vielfältig breche. Aus dem Jahre 1607 liegt ein Zeugnis von Matthias Quad von Kinkelbach vor:[2]) „Ouff der Couber seiten ligt der grosse steinerne Berg Lourley. Frag denselben einmal mit heller Stimm, du wirst wohl hören wie er dich bescheiden wird."[3]) Johann Gottfried Gregorius-(Melissantes) schreibt in seiner »Gründlichen und wahrhaftigen Beschreibung der Fürstentümer Hessen und Hersfeld[4])« (I. Bremen 1697) „dass man dieses Widerhalls Gleichheit schwerlich in andern Weltteilen antreffen würde. Die vortreffliche Abwechselung desselben kann niemand glauben, wenn er sie nicht entweder selbst mit angehört oder sich von wahrhaftigen Personen glaubwürdig hat erzählen und deutlich beschreiben lassen." Dann folgen Vermutungen über das Entstehen und die Bedingungen des Echos und endlich kommt Melissantes zu der Überzeugung, daß der Fels inwendig hohl sein müsse. Dabei rügt er die Erklärung des älteren Topographen Merian, der in der „Topographie der rheinischen

---

[1]) Vgl. A. Kaufmann: Quellenangaben S. 87.
[2]) Vgl. W. Hertz a. a. O. 467.
[3]) Matth. Quad v. Kinkelbach: Teutscher Nation Herrlichkeit. Köln 1607.
[4]) Vgl. Denkw. u. nützl. rhein. Ant. II. 5. S. 91.

Pfalz" (1689) ganz naiv behauptet hatte (p. 13): „Es ziehet sich das Gebürge zu beiden Seiten des Rheins bei Bingen nach und unter Bacharach hinab und ist von den Alten der Lurleyberg genennet worden. In diesem Gebürge befindet sich auch ein sonderbar lustiges Echo oder ein Widerhall item ein Zwirbel im Rhein, von welchem vielleicht dieser Widerhall herrührt, gleichsam, als wenn der Rhein daselbst heimliche Gänge unter der Erde hätte." Der ältere rheinische Antiquarius hebt ebenfalls den natürlichen Widerschall hervor, der „allerley Töne, Stimmen und Wort nicht allein hell, klar und vernehmlich, sondern auch unterschiedlich vermehrt wieder zurücksendet.[1]) Dieserweilen pflegen die Schiffleute und Vorüberreisenden in dasiger Gegend mit Waldhörnern, Schiessen und Rufen viel und öfter Kurzweil auszuüben."

Von einer Sage, die sich auf jenen sonst so viel gepriesenen und genannten Felsen bezieht, findet sich aber in all den alten Schriften keine Spur; es sei denn, daß man aus dem oben erwähnten Spruch des Marners, „der Ymelunge hort lît in dem Lurlenberge", darauf schließen wollte, daß irgend eine alte nun verschollene Fassung der Nibelungensage sich an diese Gegend knüpfe. Das ließe sich beglaubigen, wenn in der Tat, — wie Professor Seybert[2]) annimmt, — im Nibelungenliede ein Schreibfehler vorläge bei der Stelle „er senkte in ze Loche allen in den Rîn", wofür man lesen soll „er senkte in ze Lorche allen in den Rîn."[3]) Lorch liegt ja nicht weit vom Lurleyfelsen entfernt, und das „wilde Gefähr" machte das Tauchen nach dem Schatze geradezu unmöglich. So schien dieser Platz hervorragend geeignet zu sein, den Hort für ewig den Menschen zu entziehen. Doch von einer den Schatz hütenden Jungfrau oder dgl. ist auch beim Marner nicht die Rede.

Wenn Freher, der Verfasser der „Origines Palatinae" von Nymphen und Waldleuten spricht,[4]) die den Lurleyberg bewohnt haben

---

[1]) Mit denselben Worten beschreibt Marquard Freher den „mons Lurlaberch" in „Origines Palatinarum" 2. Ed. 1612. Cap. 18. S. 89. „. . . Echo . . . voces sonusque omne genus non tantum clarissime replicet, sed variè multiplicatos reddat et remittat."

[2]) Gymnasialprogramm Wiesbaden. S. 4.

[3]) Otto von Botenlaube, ein Sänger aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, und Sebastian Frank sprechen (wohl im Anschluß an das Nibelungenlied) von einem Karfunkel, der „Zoche" resp. „ze Loche" in den Rhein versenkt sei. Vgl. W. Grimm. D. Held. S. 159. (157).

[4]) Freher a. a. O. p. 89. „Panas, Sylvanos, Oreades ibi habitare olim putarunt."

sollen und als Beleg für diese Behauptung des berühmten Humanisten Conrad Celtes' Liebeslieder[1]) anführt, so kann dieses einerseits ein den antiken Vorbildern jener Dichter entlehntes Phantasiegebilde sein, andererseits aber auch von der alten nordischen Anschauung ausgehen, die Zwerge und andere elbische Wesen zu Erzeugern des Widerhalls machte. Auf den Färoern und in Norwegen hat sich bis heute die Benennung »dvergmaal«, »dvermal« — Sprache der Zwerge — für das Echo erhalten. In den Meisterliedern der Colmar-Münchener Handschrift wird erwähnt, daß die Vorüberfahrenden von den „kleinen Zwergen" Antwort auf ihre Fragen erhielten:[2])

„ich kam für einen hôlen berc, ich rief vîl lûte drîn:
ach herre got von himelrîch, wâ mac mîn glücke sîn?
daz hôrte ein edel kleine wiht.
uzm selben berc gap ez mir antwürte.
ez sprach, du darft niht rüefen mê in disen hôlen berc.
durch got sô laz din rüefen sìn: so reit daz cleine getwerc."

Die erste Lesart dieses Lied lautet (Zeile 4)
„uz dem Lorberc ez mir gar schier antwürte",
und stimmt darin mit dem folgenden Meisterliede überein, das Grimm in den Anfang des 14. Jahrhunderts verlegt:

„ich kam zetal in Niederlant gevarn bî kurzer zît.
für daz gebirge da der Lorleberc nah ine lît.
ich kam dâ für und rief dar în,
ich fragte, wan min armuot haete ein ende.
mir antwurt einz herwider uz. ich weiz niht waz ez was.
ez sprach ze mir' min friunt, ich kan dich niht getroesten baz,
wan du und die gesellen dîn
ir moehtent roemisch rìche wol verswenden.
ich sage iu waz iu widervert:
die wîl der künic lebet ûf der erden, so ist iu hordes niht beschert.

---

[1]) Conrad Celtes: Amor. III. Eleg. 13
Sed cum perventum est obliquae ad cornua vallis
Quam rapidus vortex saevaquo Syrtis habet:
Voxque repercussis speccubus reboabit ab altis,
Fertur Sylvicolas quos habitasse Deos:
Quaque sibi caecos memorant quaesisse meatus
Rhenum, et sub terras fertur habere vias. etc.
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

[2]) Bartsch: Meisterlieder der Colmarer Handschrift. S. 513; Nro. 189; Nro. 142; (alt Gesangbuch 1589).

nah grôzem guote sent iuch niht,
wan ez iu niht mac werden
ir sült unfuore und starker werc ze allen zîten pflegen.'
den trost gap mir daz edel getwerc:
'der künic mac doch niht immer mê geleben.'"

Dieser Hinweis auf die klugen, die Zukunft verkündenden Zwerge ist der einzige sagenhafte Überrest aus alten Zeiten, der sich auf den Loreleyfelsen bezieht.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts taucht dann auf einmal die Kunde auf von einer Zauberin, die dort hause und durch ihren Sirenengesang die Vorüberschiffenden berücke und in den Tod ziehe. In kurzer Zeit ist diese Jungfrau zu einer der bekanntesten und beliebtesten deutschen Sagengestalten geworden. Kaum denkt jemand daran, daß der Name „Loreley" oder „Lore Lay" für jene Zauberin zum ersten Mal von Clemens Brentano im Jahre 1802 verwendet wurde. In seinem Roman »Godwi oder das steinerne Bild der Mutter«[1]) veröffentlichte damals der Dichter eine Romanze unter dem Titel

Violettens Lied.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und machte viel zu schanden
Der Männer rings umher
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr!

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihr Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore Lay,
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?"

---

[1]) „Ein verwildeter Roman von Maria". Bremen 1802. II. 392.

„Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd',
Weil jeder muß verderben,
Der meine Augen sieht!

„Die Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab —
O legt mich in die Flammen,
O brechet mir den Stab!"

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt.

Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lore Lay,
Ich müßte denn zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei."

„Herr Bischof, mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott,
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott!

„Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr.
Den Tod sollt ihr mir geben,
Drum kam ich zu euch her!

„Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

„Die Augen sanft und wilde,
Die Wangen rot und weiß,
Die Worte still und milde
Die sind mein Zauberkreis!

„Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz tut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht ich sterben,
Wenn ich mein Bildnis seh!

„Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben wie ein Christ,
Denn alles muß verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist!“ —

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie zum Kloster hin!
Geh, Lore, Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn.

„Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß
Bereite dich auf Erden
Zu deines Todes Reis'!“

Zum Kloster sie nun ritten
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lore Lay.

„O Ritter, laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß!
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloß.

„Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein
Und dann ins Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein!“

Der Felsen ist so jähe
So steil ist seine Wand:
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die 3 Reiter
Die Rosse unten an,
Und klettern immer weiter
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: „Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Und der im Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein!

Mein Herz wird mir so munter,
Er muß mein Liebster sein!" —
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mußten all verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen
Von dem drei Ritterstein:
Lore Lay! Lore Lay! Lore Lay!
Als wären es meiner drei! —

Diese Erzählung hat nichts sagenhaftes an sich bis auf jene Strophe, in der die verhängnisvolle Gewalt der Schönheit, unter deren Folgen das unschuldige Mädchen selbst leidet, sich in dem Schicksal der drei Ritter betätigt.

Wunderbar ist auch die Fügung, daß Lore Lay den verschollenen Geliebten gerade in dem Augenblick wieder zu sehen meint, als sie die Welt verlassen und den Liebsten im Kloster vergessen soll: Ihre Sehnsucht muß ihn ja herbeizaubern! Er muß ja kommen, um sie zu holen! Es zieht sie unwiderstehlich hinab, dem Phantasiebilde des Geliebten entgegen, in den Tod.

Eine zehn Jahre nach Brentanos Gedicht im „Rheinischen Archiv" herausgegebene Loreleysage von Vogt stimmt dem Inhalt nach im Wesentlichen mit der oben citierten Ballade überein. Er berichtet, das Echo des Lurley sei die Stimme eines Weibes, dessen Schönheit einst alle Männer bezaubert hätte. Vogt knüpft somit gleichsam an Brentanos Romanze an und läßt die unglückliche Jungfrau noch heute unsichtbar klagen und singen.

Viel eigenartiger führt Eichendorff [1]) die Erzählung Brentanos weiter. Loreley findet im kühlen Wassergrabe keine Ruhe. Sie haust auf dem steilen Felsen, durchirrt in der Abendzeit die düsteren Wälder und bringt Tod und Verderben dem, der ihr folgt und sie anredet: [2])

---

[1]) Das „Waldesgespräch" erschien zum ersten Male in dem von Fr. de la Motte-Fouqué herausgegebenen Roman „Ahnung und Gegenwart" von Eichendorff. Nürnberg 1815.

[2]) Eichendorff a. a. O. I. 299. Comp. von R. Schumann.

Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Was reitest du einsam durch den Wald?
Der Wald ist lang, du bist allein,
Du schöne Braut! ich führ' dich heim!

„Groß ist der Männer Trug und List,
Vor Schmerz mein Herz gebrochen ist,
Wohl irrt das Waldhorn her und hin —
O flieh! Du weißt nicht, wer ich bin."

So reich geschmückt ist Roß und Weib,
So wunderschön der junge Leib,
Jetzt kenn' ich dich — Gott steh mir bei!
Du bist die Hexe Lorelei.

„Du kennst mich wohl — von hohem Stein
Schaut still mein Schloß tief in den Rhein.
Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald!" —

Die Anregung zu dieser Ballade hat Eichendorff zweifellos von Clemens Brentano empfangen, mit dem er 1810 in Berlin zusammengetroffen ist. Die Lore Lay muß einen sehr tiefen und nachhaltigen Eindruck auf den jüngeren Dichter gemacht haben. In dem lange nachher gedichteten Drama: Der letzte Held von Marienburg (1833) stürzt sich Gertrud mit den Worten der Brentanoschen Ballade in den Abgrund, als ihr Liebhaber Wirsberg ihr entrissen ist. — Das dämonische Weib, das alle Novellen Eichendorffs belebt, ist auch nur das Nachbild jener verführerischen Elbin aus dem Waldesgespräch, die sich ihrer Zauberkraft vollauf bewußt ist: In dem warnenden Zuruf der „Hexe": „O flieh! du weißt nicht, wer ich bin!" liegt eine verhaltene Drohung: „Hüte dich, ich räche an jedem Mann die Untreue dessen, der mich in den Tod getrieben hat!"

Der Hinweis auf die unglückliche Liebe der Lorelei schwindet in den folgenden Bearbeitungen. Loreley wird zu einem rein elbischen Wesen, das grundlos, nur seiner Natur nach die Menschen verlockt.

1821 veröffentlicht Graf Heinrich von Loeben als Einleitung zu der gleichnamigen Novelle in der „Urania" ein Lied unter der Überschrift:

### Der Lurleyfels.[1])

Da, wo der Mondschein blitzet
Um's höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet,
Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf,
Die Schifflein ziehn vorüber,
Lieb' Knabe, sieh' nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich töricht an,
Sie ist die schöne Lore,
Sie hat dir's angetan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir,
Glaub's nicht, daß sie dich meine,
Sieh' nicht, horch nicht nach ihr!

So blickt sie wohl nach allen
Mit ihrer Äuglein Glanz,
Läßt her die Locken wallen
Unter dem Perlenkranz.

Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel,
Drum scheu die Wassertücke,
Denn Flut bleibt falsch und kühl.

Es ist wahrscheinlich, daß Heine dieses Gedicht gekannt hat, ehe er sein Lied[2]) von der Loreley verfaßte, denn in beiden Liedern findet sich das gleiche Versmaß, derselbe Inhalt und dieselbe Situation. Doch wie verschieden ist die Wirkung! Loebens Gedicht läßt den Leser kalt, während Heine die Phantasie sofort in Tätigkeit setzt. Wie ein Traumbild erscheint die sagenhafte Jungfrau, die im Abendschein durch ihren süßen Gesang die Schiffer ins Verderben ziehen will.

---

[1]) Loeben a. a. O. Nr. 66. S. 68.
[2]) Heine a. a. O. I. Nr. 2. S. 75. Comp. von F. Silcher.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan. —

Heine bietet nur ein Augenblicksbild: Dort auf dem Felsen im Sonnengold die lockende Jungfrau, hier unten im düstern Felsenschatten ein träumender Schiffer, der mit eingezogenem Ruder den Tod dräuenden Klippen entgegentreibt. Der Dichter löst die Spannung nicht, die über dem Ganzen liegt; er läßt den traurigen Ausgang des Liedes nur ahnen. Die Phantasie kann selbsttätig weiterspinnen. Das mag wohl mit ein Grund sein, — neben der einfachen, ungezwungenen Ausdrucksweise, — daß die Ballade zum Volkslied geworden ist. Dieses dunkle Andeuten des Ausganges mit den Worten „ich glaub'," „ich wollt'," „ich möcht'," „ich weiß nicht," ist dem Volkslied ja besonders eigen. Durch diese Ausdrücke nimmt der Leser gleichsam persönlich Anteil an der Begebenheit, die erzählt wird. Sie prägt sich leichter dem Gedächtnisse ein, und wird gern weiter getragen.

Heine reihte das Gedicht als zweites der „Heimkehr" ein. Es ist eine objektive Darstellung „der Gewalt des Weibes über den

Mann".[1]) Nur die Eingangs- und Schlußstrophe leiten auf den Dichter selbst über, der in den folgenden Liedern seine eigene unglückliche Liebe beklagt. Wiederholt vergleicht er die Geliebte mit „den lockenden Seejungfern, ihren Schwestern", mit der „Meerfrau",[2]) die in weiße Schleier gehüllt aus dem Wasser taucht und ihn an sich zieht. Und dann wird sie ihm zur Zauberin, deren Tränen ihn betören und vergiften. Der Gedanke an sie schreckt ihn auch aus der Grabesruhe auf: Er träumt das alte Märchen,

„Wie einst ein toter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu sich geholt ins Grab."

Aber der zurückkehrende Tote erfüllt hier nicht das Sehnen einer unglücklichen Braut, wie in Brentanos Ballade, sondern er rächt ihre Untreue.[3])

Ein Jahr nach der Veröffentlichung des Heineschen Liedes läßt Clemens Brentano die Loreley in seinen „Rheinmärchen" als Wasserfee erscheinen. Sie ist jetzt eine Tochter des Widerhalls, wie der Wassermann im „Müller Radlauf" erzählt. Echo, Akkord und Reim sind

---

[1]) Vgl. hierzu Seuffert a. a. O. 590. Strodtmann a. a. O. I. 696. Brandes: die Lit. des XIX. Jahrh. Lpz. 1891. S. 177.

[2]) Heine a. a. O. I. Nr. 23. S. 84.

[3]) Heine a. a. O. I. Nr. 24. S. 85.

Die Jungfrau schläft in der Kammer,
Der Mond schaut zitternd hinein;
Da draußen singt es und klingt es,
Wie Walzermelodein.

„Ich will mal schaun aus dem Fenster,
Wer drunten stört meine Ruh!"
Da steht ein Totengerippe,
Und fiedelt und singt dazu:

„„Hast einst mir den Tanz versprochen
Und hast gebrochen dein Wort,
Und heut ist Ball auf dem Kirchhof,
Komm mit, wir tanzen dort.""

Die Jungfrau ergreift es gewaltig,
Es lockt sie hervor aus dem Haus;
Sie folgt dem Gerippe, das singend
Und fiedelnd schreitet voraus.

Es fiedelt und tänzelt und hüpfet,
Und klappert mit seinem Gebein
Und nickt und nickt mit dem Schädel
Unheimlich im Mondenschein.

ihre Geschwister, sieben Töchter helfen ihr, den Hort der Nibelungen hüten. Damit knüpft Brentano an den erwähnten Spruch des Marners an.

An diesem wunderbaren Ort
Da ruht der Nibelunge Hort . . . . .

Und sieben Bogengänge führen
Zu sieben goldnen, reinen Türen,
Die sieben Treppen dann berühren.

Und diese Treppen auf sich winden,
Bis sie in einem Saal verschwinden,
Dem 7 Kammern sie verbinden.

Im Saal auf siebenfachen Thronen
Sitzt Lureley mit sieben Kronen;
Rings ihre sieben Töchter wohnen.

Frau Lureley, die Zauberinne,
Ist schönen Leibs und kluger Sinne.
Hoch hebt sich ihres Schlosses Zinne.

Sie ist die Hüterin vom Hort:
Sie lauscht und horchet immerfort,
Und höret sie ein lautes Wort,

Singt, tut ein Schiffer einen Schrei,
So ruft die Töchter sie herbei,
Und siebenfach schallt das Geschrei
Zum Zeichen, daß sie wachsam sei.

Im „Märchen vom Hause Starenberg" sieht Radlauf vom Boote aus die schöne Wasserfrau Loreley auf einem Felsen im See sitzen. Sie weint heftig und kämmt ihre langen, blonden Haare. Die Gefährten Radlaufs, die Mühlknappen, verhöhnen die Nixe. Da erhebt sich ein heftiger Sturm, der das Schiff mitten in den Strudel wirft. Es beginnt »sich wie eine Spindel zu drehen. . . . . Auf einmal tat es einen Schlag, und das ganze Boot wurde in den Strudel hinabgeschlungen.« [1])

Diese Schilderung entspricht genau der Heineschen Auffassung. Die Jungfrau, die auf dem Felsen ihre Locken kämmt, die Schiffer, die in den Wellen versinken, finden sich in beiden Darstellungen. Ob Heine, ob Brentano der Nachahmer ist, läßt sich kaum entscheiden, da die Märchen ja schon lange vor dem Druck — also auch vor dem

---

[1]) Brentano: Schriften. Freiburg 1875. S. 201.

Erscheinen der Heineschen Ballade fertig vorlagen. Heines Gedicht knüpft aber an den hohen, sonnenumglänzten Felsen an, der seit Jahrhunderten den Namen Curley trägt. Dagegen ist der Aufenthalt der rheinischen Coreley auf dem Stein im Schwarzwalde gänzlich unverständlich. Es ist daher wahrscheinlicher, daß das Manuskript der Märchen von Brentano noch einmal überarbeitet, und diese Stelle neu eingefügt worden ist.

Auch in Eichendorff klang die einmal in Schwingungen versetzte Saite immer wieder nach. Im „Reitersmann" und in der „Hochzeitsnacht" variiert er das Schlußmotiv der Ballade Brentanos in ähnlicher Weise wie Heine, und unverkennbar hallt das „Märchen aus alten Zeiten" in der kleinen Romanze wieder:

Still bei der Nacht fährt manches Schiff.
Meerfei kämmt ihr Haar am Riff,
Hebt von Inseln an zu singen,
Die im Meer dort untergingen.

Wenn die Morgenwinde wehn,
Ist nicht Riff noch Fei zu sehn,
Und das Schifflein ist versunken,
Und der Schiffer ist ertrunken. [1])

Ebenso nah steht der Coreleysage „der stille Grund" Eichendorffs, [2]) wenngleich auch hier der Name der Nixe nicht erwähnt wird, und die Scenerie etwas verändert erscheint:

Der Mondschein verwirret
Die Täler weit und breit,
Die Bächlein, wie verirret,
Gehn durch die Einsamkeit.

Da drüben sah ich stehen
Den Wald auf steiler Höh',
Die finstern Tannen sehen
In einen tiefen See.

Ein' Kahn wohl sah ich ragen,
Doch niemand, der ihn lenkt',
Das Ruder war zerschlagen,
Das Schifflein halb versenkt.

---

[1]) Eichendorff a. a. O. I. 301.
[2]) Eichendorff a. a. O. I. 296.

Ein' Nixe auf dem Steine
Flocht dort ihr goldnes Haar,
Sie meint, sie wär' alleine,
Und sang so wunderbar.

Sie sang und sang, in den Bäumen
Und Quellen rauscht' es sacht
Und flüsterte wie in Träumen
Die mondbeglänzte Nacht.

Ich aber stand erschrocken,
Denn über Wald und Kluft
Erklangen Morgenglocken
Schon ferne durch die Luft.

Und hätt' ich nicht vernommen
Den Klang zu guter Stund',
Wär' nimmermehr gekommen
Aus diesem stillen Grund. —

Der leere Nachen im See weist auf den Schiffer hin, der von dem Zaubergesang der Nixe betört, in den trügerischen Wassern ertrunken ist. Heine deutete die Katastrophe erst an; Eichendorff geht von derselben aus. Doch in beiden Gedichten scheint Loreley unbewußt Verderben zu bringen. Sie bewegt kein Glied, um die Nahenden hinab zu ziehen. Ungerührt singt sie ihr Lied weiter, ob auch vor ihren Augen das Schifflein zerschellt.

Aus dieser mehr indifferenten Stellung tritt die Nixe in folgender Ballade:[1])

In dunkler Felsenbucht am Rhein
Da pflegt schön Curley zu hausen.
Es blüht keine Rebe, es grünet kein Wein,
Keine Blume, kein Gras auf dem öden Gestein;
Kein Schiffer legt dort den Nachen an,
Kein Waidmann suchet die steile Bahn,
Sie ziehen und fliehen vorüber.

Und kommt nun der Mond bei nächtlicher Zeit
Herauf an dem Himmel gezogen
Da zeigt sich im Wasser ein schimmerndes Kleid,

---

[1]) Aus einem alten Schulgesangbuch von Hauer: Alauda (Berlin 1885). Der Verfasser des Liedes ist nicht angegeben, der Componist ist C. G. Reissiger op. 140.

In goldenem Haare die schönste Maid.
Sie jammert, sie ruft mit bangem Ton:
„O rettet, o helft, ich versinke schon,
O rettet, sonst bin ich verloren!"

Der Wandrer erblickt die holde Gestalt,
Es dringt ihm ihr Ruf an die Seele.
Da wirft er sich kühn in des Stromes Gewalt,
In die Flut, die am Felsen widerhallt. —
Schön Lurley ergreift ihn, sie zieht ihn hinab,
Nun findet er drunten sein kühles Grab
Und kehrt zu der Heimat nicht wieder. —

Aus derselben Seelenverfassung heraus wie Heine hat Eduard Möricke (1833) seine letzte Nixenromanze gedichtet. Mörickes Verlöbnis mit Luise Rau war nach längeren Auseinandersetzungen endgültig gelöst worden. Aber das Andenken an die sanfte Pfarrerstochter, die ihn einst so unwiderstehlich angezogen hatte, und der Möricke die Wiederkehr seiner inneren Ruhe verdankte,[1]) konnte so schnell nicht erstickt werden. Aus dieser Zeit stammt das Märchen vom Zauberleuchtturm:[2])

Des Zauberers sein Mägdlein saß
In ihrem Saale rund von Glas,
Sie spann beim hellen Kerzenschein
Und sang so glockenhell darein.
Der Saal, als eine Kugel klar,
In Lüften aufgehangen war
An einem Turm auf Felsenhöh',
Bei Nacht hoch ob der wilden See
Und hing in Sturm und Wettergraus
An einem langen Arm hinaus.
Wenn nun ein Schiff in Nächten schwer
Sah weder Rat noch Rettung mehr,
Der Lotse zog die Achsel schief,
Der Hauptmann alle Teufel rief,
Auch der Matrose wollt' verzagen:
„O weh mir armen Schwartenmagen!" —
Auf einmal scheint ein Licht von fern,
Als wie ein heller Morgenstern.

---

[1]) Rud. Kraus: Mörickes Leben und Schaffen a. a. O. I. 106.
[2]) Möricke a. a. O. II. 118.

Die Mannschaft jauchzet überlaut:
„Heida! jetzt gilt es trockne Haut!"
Aus allen Kräften steuert man
Jetzt nach dem teuren Licht hinan:
Das wächst und wächst und leuchtet fast
Wie einer Zaubersonne Glast,
Darin ein Mägdlein sitzt und spinnt,
Sich beuget ihr Gesang im Wind.
Die Männer stehen wie verzückt,
Ein jeder nach dem Wunder blickt
Und horcht und staunet unverwandt,
Dem Steuermann entsinkt die Hand,
Hat keiner acht mehr auf das Schiff;
Das kracht mit eins am Felsenriff,
Die Luft zerreißt ein Jammerschrei:
„Herr Gott im Himmel, steh uns bei!"
Da löscht die Zauberin ihr Licht;
Noch einmal aus der Tiefe bricht
Verhallend Weh aus einem Mund:
Da zuckt das Schiff und sinkt zu Grund. —

Mörikes Ballade „Vom Sieben-Nixenchor [1]) erinnert an Brentanos „Frau Lurley mit ihren sieben Töchtern". Sogar der kindlich naive Ton der Brentanoschen Märchen ist hier getroffen:

Der Magier Drakone erzählt der jungen Prinzessin Liligi die Sage vom Königssohn, der von den sieben Nixen in das Korallenreich gelockt wird. Nach kurzer Zeit aber spülen die Wellen seinen Leichnam mit sieben roten Wunden ans Ufer. —

Jeder dämonische Zug fehlt der Loreley in dem Liede Adelheids von Stolterfoth: [2])

Hoch auf ew'gem Gletschereise
Thront der alte König Rhein,
Sammelt dort auf gleiche Weise
Den Tribut des Himmels ein;
Sammelt von der Erde Quellen
Mächt'ge Ströme für sein Reich,
Und entsendet ihre Wellen
Immer voll und immer gleich.

---

[1]) Mörike a. a. O. II. 113 ff.
[2]) Henninger a. a. O. 207.

Lurlei, seiner Töchter eine,
Wohnt im schönsten Felsental;
Aber Berge, Strom und Haine
Wurden Zeugen ihrer Qual
Einen Ritter schön und blühend
Liebte sie mit tiefer Glut;
Er, in andrer Liebe glühend,
Floh die Königin der Flut.

Wieder einmal aus den Tiefen
Taucht ihr sanftes Angesicht,
Und die langen Locken triefen
Goldne Flut im Mondenlicht;
Halbenthüllet vom Gewande
Steigt empor das hehre Weib,
Wellen zittern bis zum Strande,
Wie sich hebt der Schwanenleib.

Und sie horcht, ob alles stille
An den Ufern, auf der Flut,
Ob die Nacht den Berg umhülle,
Ob das Tal im Frieden ruht.
Dann in traurig süßer Weise
Atmet ihre Brust Gesang,
Und ein Lied entwallet leise,
Wie der Äolsharfe Klang.

Aber in des Lurlei Klüften
Sind melod'sche Geister wach,
Und verschwebend in den Lüften
Hallt es wieder zwanzigfach.
Aus den Schachten schlüpft der Gnome,
Rollt, wie Nebel, von dem Berg,
Und der Elfe lauscht am Strome,
Und es lauscht der schwarze Zwerg.

Was sie singt, sind tiefe Klagen,
Wie ihr einsam glühend Herz
Lang und still sie hat getragen,
Aber nun verhaucht in Schmerz.
Was sie klagt, sind ew'ge Leiden,
Unverstanden, ungefühlt
Wo die Wellenrosse weiden,
Und ihr Fuß im Sande wühlt.

Ihre Boten, schnelle Fische,
Ziehn vom Gotthardt bis zum Meer,
Und in ew'ger Jugendfrische
Dienen Nixen um sie her.
Aber keine fühlt von allen,
Was verschmäht ihr Herz empfand,
Als sie einst aus ihren Hallen
Den Geliebten fortgesandt.

Längst schon ist er weggeschwunden,
Längst zerstäubte sein Gebein;
Doch ihr scheinen's wen'ge Stunden
Seit sie ihn verlor zu sein.
Ewig strahlen ihre Wangen
In der Schönheit holdem Licht,
Ein Jahrtausend ist vergangen,
Aber ihre Liebe nicht.

Doch in traurig süßer Weise
Atmet ihre Brust Gesang,
Er entwallet sanft und leise
Gleich der Äolsharfe Klang.
Jetzt verhallen ihre Lieder,
Schweigen hüllt die Täler ein,
Und sie tauchet langsam nieder
In den mondbeglänzten Rhein.

„Lurley" ist für die Dichterin nur eine sentimentale Nixe, die dem verlorenen Geliebten noch immer schwärmerisch nachtrauert. —

Recht lebendig und frisch wirkt die Sage in der Prosabearbeitung von Aloys Schreiber. [1])

»In alten Zeiten ließ sich manchmal auf dem Lurlei um die Abenddämmerung und beim Mondschein eine Jungfrau sehen, die mit so anmutiger Stimme sang, daß alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberschifften, gingen am Felsenriff oder im Strudel zu Grunde, weil sie nicht mehr auf den Lauf des Fahrzeugs achteten, sondern von den himmlischen Tönen der wunderbaren Jungfrau gleichsam vom Leben abgelöst wurden, wie das zarte Leben der Blume sich im süßen Duft verhaucht. Niemand hatte noch die Jungfrau in der Nähe geschaut, als einige junge Fischer; zu diesen gesellte

---

[1]) Schreiber a. a. O. Nro. 16. S. 56 ff. Vgl. auch Denkw. u. nützl. rhein. Ant. II. S. 95 ff.

sie sich bisweilen im letzten Abendrot, und zeigte ihnen die Stellen, wo sie ihr Netz auswerfen sollten, und jedesmal, wenn sie den Rat der Jungfrau befolgten, taten sie einen reichlichen Fang. Die Jünglinge erzählten nun, wo sie hinkamen, von der Huld und Schönheit der Unbekannten, und die Geschichte verbreitete sich im ganzen Lande umher. Ein Sohn des Pfalzgrafen, der damals in der Gegend sein Hoflager hatte, hörte die wundervolle Mähr, und sein Herz entbrannte in Liebe zu der Jungfrau. Unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, nahm er den Weg nach Wesel, setzte sich dort auf einen Nachen und ließ sich stromabwärts fahren. Die Sonne war eben untergegangen. und die ersten Sterne traten am Himmel hervor, als sich das Fahrzeug dem Lurlei näherte. Seht ihr sie dort, die verwünschte Zauberin, denn das ist sie gewiß, riefen die Schiffer. Der Jüngling hatte sie aber bereits erblickt, wie sie am Abhang des Felsenbergs nicht weit vom Strome saß, und einen Kranz für ihre goldnen Locken band. Jetzt vernahm er auch den Klang ihrer Stimme und war bald seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er nötigte die Schiffer, am Fels anzufahren, und, noch einige Schritte davon, wollt' er ans Land springen und die Jungfrau festhalten, aber er nahm den Sprung zu kurz, und versank in den Strom, dessen schäumende Wogen schauerlich über ihm zusammen schlugen.

Die Nachricht von diesem traurigen Begebnis kam schnell zu Ohren des Pfalzgrafen. Schmerz und Wut zerrissen die Seele des armen Vaters, der auf der Stelle den strengsten Befehl erteilte, ihm die Unholdin tot oder lebendig zu liefern. Einer seiner Hauptleute übernahm es, den Willen des Pfalzgrafen zu vollziehen, doch bat er sichs aus, die Hexe ohne weiters in den Rhein stürzen zu dürfen, damit sie sich nicht vielleicht durch lose Künste wieder aus Kerker und Banden befreie. Der Pfalzgraf war dies zufrieden, und der Hauptmann zog gegen Abend aus, und umstellte mit seinen Reisigen den Berg in einem Halbkreise vom Rheine aus. Er selbst nahm drei der Beherztesten aus seiner Schar, und stieg den Lurlei hinan. Die Jungfrau saß oben auf der Spitze, und hielt eine Schnur von Bernstein in der Hand. Sie sah die Männer von fern kommen, und rief ihnen zu, was sie hier suchten? Dich, Zauberin, antwortete der Hauptmann. Du sollst einen Sprung in den Rhein dahinunter machen. Ei, sagte die Jungfrau lachend, der Rhein mag mich holen. Bei diesen Worten warf sie die Bernsteinschnur in den Strom hinab, und sang mit schauerlichem Tone:

Vater, geschwind, geschwind,
Die weißen Rosse schick' deinem Kind,
Es will reiten mit Wogen und Wind!

Urplötzlich rauschte ein Sturm daher; der Rhein erbrauste, daß weitum Ufer und Höhen vom weißen Gischt bedeckt wurden; zwei Wellen, welche fast die Gestalt von zwei weißen Rossen hatten, flogen mit Blitzesschnelle aus der Tiefe auf die Kuppe des Felsens, und trugen die Jungfrau hinab in den Strom, wo sie verschwand.

Jetzt erst erkannten der Hauptmann und seine Knechte, daß die Jungfrau eine Undine sei, und menschliche Gewalt ihr nichts anhaben könne. — Sie kehrten mit der Nachricht zu dem Pfalzgrafen zurück, und fanden dort mit Erstaunen den totgeglaubten Sohn, den eine Welle ans Ufer getragen hatte.

Die Lurleijungfrau ließ sich von der Zeit an nicht wieder hören, ob sie gleich noch ferner den Berg bewohnte, und die Vorüberschiffenden durch das laute Nachäffen ihrer Reden neckte.« —

Schreiber gibt auch im zweiten Teil seiner Sagen eine andere Erzählung von der Lore Lay, die sich inhaltlich mit Brentanos Ballade deckt.[1]) Auch hier sieht die Jungfrau vom steilen Felsgipfel aus den Geliebten, einen jungen Ritter, der seinem Lehnsherrn in den Krieg hatte folgen müssen, auf festlich geschmücktem Schifflein heimkehren. Jubelnd breitet sie die Arme nach ihm aus und stürzt in die Wellen hinab.

In den weiteren Behandlungen der Loreleysage werden Brentanos und Heines Balladen zu einem einheitlichen Ganzen verbunden.

So knüpft Wolfgang Müller von Königswinter an den Lurleyfelsen die Erzählung:[2])

Es singet und klinget dort über dem Rhein
So sinnig und innig, gefühlig und fein,
Ernst tönt es wie zaubrischer Glockenklang
Und neckisch, wie flüsternder Nixengesang;
Es weinet und lachet und jauchzet dabei:
Das sind die Lieder der Lore Lei!

Sie ist des Fischers goldlockiges Kind!
Sie singet bei Sonnenschein, Regen und Wind,
Im Fenster der Hütte da strählt sie ihr Haar,
Da schaut sie blauäugig und tief und klar.
Und fahren bewimpelte Schiffe vorbei,
Sie staunen und lauschen der Lore Lei.

---

[1]) Schreiber a. a. O. II. Nro. 24. S. 257.

[2]) W. Müller v. Königswinter a. a. O. S. 176. (1856).

Es rastet am Ufer des Fergen Hand,
Das Segel blähet sich näher dem Strand.
Es ist, als ströme dort stiller der Strom,
Als hielten die Wolken am Himmelsdom,
Als schwiege des Wandervogels Schrei,
Um selig zu horchen der Lore Lei.

Doch einstmals landet ein Ritter den Kahn,
Ihm haben die Lieder es angetan;
Sein Kleid ist schwarz und bleich sein Gesicht,
Den Blicken entströmet unheimliches Licht.
Sein Wort so seltsam, sein Wesen so frei.
Er wirbt um die wonnige Lore Lei.

Er schleichet so leis, er schmeichelt so hold,
Es spielet sein Finger im Lockengold.
Er flüstert zum Herzen, umdüstert den Geist,
Umwindet und bindet die Seele ihr dreist,
Sein Auge übt mächtige Zauberei —
Nun ist es geschehen, o Lore Lei!

Bald wandeln sie selig durch Berg und Tal,
An Buchten und Schluchten im Sonnenstrahl.
Und im Mondenschein am glänzenden Rhein
Da flicht er ihr Kränze ins Haar hinein.
So kam ihr des Lebens seliger Mai:
Es gab ihm ihr Alles die Lore Lei.

Doch als sie einmal des Morgens erwacht,
Auf hohem Gestein in des Sommers Pracht,
Da ist sie allein, der Ritter ist fort!
Sie suchet ihn hier, sie suchet ihn dort,
Doch nur das Echo antwortet dem Schrei —
So bist du betrogen, o Lore Lei!

Laut jammert sie auf in entsetzlichem Schmerz,
Ihr Geist ist vernichtet, gebrochen ihr Herz!
Zu beißendem Gift wird ihr süßer Gesang,
Und wie Tod ihr Blick, so stierend und bang!
Öd ist ihr die Welt und so einerlei;
Der Wahnsinn faßt furchtbar die Lore Lei.

Und fürder sitzet sie hoch auf dem Stein,
Wildschallende Lieder entsendend zum Rhein,
Mit bösen Augen schaut sie hinab,

Das tiefstille Tal wird ein dunkeles Grab.
Sie ist eine tötlich verderbende Fei:
Mit Blick und Gesang ist's die Lore Lei.

Und Klippen entsteigen der brausenden Flut,
Die Wirbel umströmen die Felsen mit Wut.
Und lauschet der Schiffer, ihm starret der Blick,
Sein Kiel ist gebrochen, ihn trifft das Geschick.
Verlorene Liebe gibt höllische Weih! —
Sie lebt nicht und stirbt nicht die Lore Lei.

Mitten aus dem Wonnetraum des jungen Liebesglücks wird Lore Lay herausgerissen. Der, dem sie ihr Herz geschenkt hat, ist verschwunden. Hat er sie böswillig verlassen? Ist er vom Felsen gestürzt und im Rheine ertrunken? Sie weiß es nicht; sie fühlt nur das eine klar, er ist ihr auf immer verloren. Die Gewalt des Schmerzes beraubt das unglückliche Mädchen seiner Sinne. Mit diesem Wahnsinn will der Dichter das verhängnisvolle Treiben der Jungfrau motivieren. Aber schwerlich wird das wilde Lied einer Irren und ihr stierer Blick einen Vorüberziehenden betören und verderben können. Die modern rationalistische Erklärung schwächt den Eindruck der schönen Ballade wesentlich ab und nimmt ihr den romantisch bezaubernden mystischen Zug, der auf den andern Sagen ruht. —

Caroline Savyer,[1]) eine Amerikanerin, gestaltet das beliebte Motiv in origineller, dramatisch belebter Weise:

„Siehst du die Maid auf dem Felsenhang
Hoch oben über dem Wogendrang?
Von meergrünen Wellen ihr Kleid gewebt
Und ihr Aug' wie der Himmel darüber schwebt;
Ihr Haar umflutet wie Sonnenlicht
Golden das liebliche Angesicht;
Sie reckt in die Lüfte den schneeigen Arm,
Und singt ein Lied so süß und warm
In die dämmernde, graue Frühlichtzeit.
Hol' über, mein Fährmann, hol' über zur Maid!"

Ein Nebel des Fährmanns Auge beschlich,
Und sein Arm ward matt, seine Wang' erblich,
Als er ragen sah auf dem Felsen die Maid
Mit dem flatternden Haar und meergrünen Kleid.

---

[1]) Ich entnehme die Ballade der Schrift Leimbachs S. 25, der sie in der Übersetzung von A. Strodtmann (1878) gibt.

„Herr Ritter, das Leben stünd auf dem Spiel,
Durchfurchten die Flut wir auf stärkstem Kiel,
Wenn die wilde Maid mit dem grünen Gewand
Auf dem Lurleyfelsen frühmorgens stand.
O war't euch, denn Unheil befällt den Mann,
Der die Lust, ihr zu nahen, nicht zähmen kann."

„Geh, pred'ge dein Märchen dem Weibergeschlecht
Und der zitternden Memme, du feiger Knecht.
Der in hundert blutigen Schlachten war,
Der Ritter weicht nicht erlogner Gefahr.
Fort über die Fluten im tanzenden Schiff,
Zu der herrlichen Maid auf dem Lurleyriff!
Nimm als Lohn hier die Kette von schwerem Gold,
Umsonst nicht trat'st du in meinen Sold."

Die Kette nahm jener und sprach nichts mehr.
Zum Ruder langt er, doch bebt er sehr.
Und er trieb durch die grollenden Fluten sein Schiff
Hin über den Strom zum verderblichen Riff.
Schwarz wurde der Himmel, es heulte der Wind,
Vögel aufkreischten und flohen geschwind.
Und brüllende Wogen umtürmten den Strand,
Als sie näher kamen dem Felsenrand.

„Zurück", schrie der Fährmann, vor Schrecken bleich,
„Der rasende Wirbel verschlinget uns gleich!"
Doch der kühne Ritter, von Mut erfaßt,
Stand auf im Nachen mit wilder Hast,
Sprang furchtlos hinein in die tobende Flut
Und trotzte der schäumenden Wogen Wut.
Seltsame Gestalten wohl mocht' er sehn
In den Wassern ihm feindlich genüber stehn.
Drohende Stimmen ihm zischten ins Ohr, —
Doch nimmer sein Wille die Kraft verlor.

An hielt er den Atem, — den Arm gespannt,
Bis den Wogen entrafft er am Ufer stand.
Zu dem Gipfel dann klomm er voll süßem Leid,
Und atemlos grüßt er die holde Maid.
Er sah ihr berauscht in die Augen klar,
Die Finger strählten ihr goldenes Haar.
Und „mein für immer" sie jauchzend sang,
Als sie ihn mit den schimmernden Armen umschlang.

„Komm hinab, mein Held, in die dunkle Flut,
Wo der Stromnix singt, die Najade ruht,
Komm hinab, und wohn' bei der Meeresfei,
Wo kein Sturm uns findet, kein Mövenschrei.
Sie preßt ihm den Mund auf die glühende Wang,
Sie lockt ihn über den schroffen Hang.
Nun stehen sie da auf dem schwindelnden Saum;
Dann hinab in des zischenden Strudels Schaum!

Die Winde schwiegen, still wogte der Rhein,
Es tanzten die Mücken im Sonnenschein.
Der Nachen fuhr heim zum entlegenen Strand,
Doch die Maid mit dem Ritter für ewig verschwand.

Adolph Strodtmann, der diese Romanze ins Deutsche übertragen hat, wurde dadurch selbst zu einem Liede angeregt, mit dem er der amerikanischen Dichterin ein Denkmal setzte: [1])

Loreley, die schönste Tochter der Meereskönigin, verachtet die Liebe. Sie preist ihr Leben im stillen, glänzenden Korallenschlosse und sehnt sich nur nach den schönen, reinen, hellen Sternen. Der Schiffer beklagt die gefühllose Nixe. Er mahnt sie an die alte Sage, daß nur Liebesleid und die Treue eines Mannes ihr eine Seele und damit die Seligkeit verschaffen können; und traurig taucht die Nixe in die Fluten hinab.

So bildet das Strodtmannsche Gedicht eine Einleitung zu dem Liede von Caroline Savyer: denn der Fluch, der auf der Wasserfee lastet, wird gesühnt. Der Ritter, den das Schicksal zu ihrer Erlösung bestimmt hat, ist genaht und hat ihr die Ruhe und den ewigen Frieden wiedergebracht. —

In jüngster Zeit hat Hermann Bender die Sage in der Heineschen Auffassung wieder poetisch gestaltet. [2])

Es klingt herab zum Strande
Das Lied der Lore-Ley,
Im weißen Schleiergewande
Sitzt oben die schöne Fey;
Die heißen Adern schwellen,
Sie will vergeh'n in Lust,
Des Hauptes goldene Wellen
Umwehen die wogende Brust.

---

[1]) Strodtmann, Gedichte. S. 156.

[2]) H. Bender a. a. O. 130.

Sie singt mit wildem Verlangen
Und schaut in den Strom hinein,
Den Buhlen zu umfangen,
Im Abenddämmerschein.
Im Boot ein Jüngling stehet,
Die Harfe in der Hand,
Vom stolzen Haupte wehet
Die Locke um sein Gewand.

Da klingt die Zauberweise,
Da singt die Lore-Ley —
O Schifflein, gleite leise,
Nicht folg' der Melodei!
Der Jüngling blickt in die Höhe,
Vom Felsen tönt es herab,
Wie Lieb' und Liebeswehe,
Wie Lust und Schmerz und Grab.

Nun faßt das krachende Steuer
Der Jüngling in hohem Mut,
Da klingt es, ungeheuer:
„Fahr wohl, du junges Blut."
Und Boot und Steuer zerschellen,
Versinken gleich am Ort;
Auf spiegelklaren Wellen
Treibt stumm die Harfe fort. —

Der Untergang des Sängers erscheint wie eine traurig zustimmende Antwort auf die „Ballate" Simrocks (1839), in der die Loreley, als die personifizierte Poesie des Rheinlands klagt, daß niemand sie erlösen wolle und könne, denn keiner der heutigen Dichter sei ihrer würdig.

Simrock selbst aber steht völlig im Banne der schönen „Zauberin am Rhein", vor der selbst der Teufel machtlos ist,[1]) und singt:[2])

Und im Strome da tauchet die Nix aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln geseh'n,
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es gescheh'n:

Dich bezaubert der Laut, dich betöret der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus.
Nun singst du immer: Am Rhein, am Rhein!
Und kehrest nicht wieder nach Haus.

---

[1]) Vgl. Simrock: Rheinsagen. Der Teufel und die Lorelei.

[2]) Simrock: Warnung vor dem Rhein.

Ferdinand Freiligrath, der von glühendem Patriotismus und beredter Freiheitsliebe beseelte Dichter, dessen Jugendgedichte mit ihrer exotischen Farbenglut ihn als echten Sohn der Romantik kennzeichnen, begrüßt jubelnd den Strom, in dessen „Flutgebraus die Lurlei sang". Sein Lied „Ein Flecken am Rhein" (III 17) wird ein „Totenamt für Brentano". Im Angesicht der Loreley beschwört er die Zauber der Romantik wieder herauf und beklagt die nüchterne, hastige Gegenwart, die keinen Sinn mehr habe für all die Schönheit jener Traumwelt Tiecks, Arnims und Brentanos.

Auch Graf Moritz von Strachwitz schließt sich der allegorischen Auffassung der Sage an und preist die Romantik, die „Kaiserin der Dichter":

„Du warst Frau Venus dem Tannhäuser,
Und Loreley dem alten Rhein,
Du schwirrst am Teich durch Zitterreiser
Als Erlenkönigs Töchterlein." [1]) —

Und Friedrich von Sallet weiht der lieblichen Rheinnixe in seinem Gedichte „der Rhein und die Reben" die Verse, in denen er erzählt, [2])

Wie schön Lurlei mit Gesängen
Lockend ruft vom schwarzen Riff;
Schiffer horcht den Zauberklängen —
Da versinken Mann und Schiff.
Alte Zauberklänge rauschen,
Und die Reben stehn und lauschen.

Sallet sieht in der Loreley die edle Sanges- und Dichtkunst verkörpert, der er sich ganz ergeben hat. Ihr zu Liebe entsagt er gern dem lauten Getriebe der Welt, [3]) wie er es in den Strophen bekennt:

Es sitzt auf dunkler Klippe
Die lichte, gewaltige Fei;
Sang strömt von süßer Lippe
Der süßen Lorelei.

Wohl Alle können's hören,
Doch viele fassen's nicht.
Laß, Knabe, dich nicht betören!
Die graue Klugheit spricht.

---

[1]) Strachwitz a. a. O. S. 101.

[2]) Sallet: Gedichte a. a. O. S. 40.

[3]) Wolff's Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. 26. Auflage. Leipzig 1874. S. 293.

Dort unten auf den Wellen
Arbeitend rudern viel;
Daß sie nur nicht zerschellen,
Das ist ihr höchstes Ziel.

Sie schließen den Sangeswonnen
Verstockt die störrige Brust
Und meinen viel gewonnen,
Entrannen sie der Lust.

Das Lied vom süßem Tone
Vernehmen sie nimmermehr;
Ihr Los ist ewige Frohne
Und Ruderarbeit schwer.

Wem aber warmes Leben
Und Mut im Busen wallt,
Der hat sich ganz ergeben
Der hohen Sangesgewalt.

Der läßt das Ruder fallen
Und achtet's nicht für Not,
Wenn von des Wirbels Wallen
Verschlungen wird das Boot.

Nun ruht er, weich umkoset,
Tief unten im süßen Traum;
Des Lebens Müh' vertoset
Im stillen Kristallenraum.

Und in die Träume mengt sich
Das Lied der Lorelei
Und Märchenwonne drängt sich
In süßem Gewirr herbei —

Wohl mir, daß mich mit Schäumen
Der heil'ge Strom verschlang.
Ich liege schon lang' in Träumen
Und horche dem Wundersang.

Die ganze „duftumhauchte Stromromantik" steigt auch in Victor von Scheffels „Trompeter von Säckingen" wieder auf; die „alten Träume kehren süß verkläret wieder", wenn der Dichter an den deutschen Märchenstrom, den Vater Rhein, denkt:

Schaum und Brandung, feste Städte,
Burg und Fels und stilles Kloster,
Und die Rebe reift am Hügel,
Und der Wächter grüßt vom Turme,
Und die Wimpel flattern lustig,
Und von hoher Klippe tönet
Wundersam der Lurley Singen.

Die sagenhafte Jungfrau, deren unglückliches Liebesleben Brentano zuerst besang, hat es fast allen unseren deutschen Lyrikern angetan.

Der hochpoetische, dramatische Stoff der Sage veranlaßte Emmanuel Geibel, ihn als Text für eine Oper,[1]) die Felix Mendelssohn-Bartholdi komponieren sollte, dramatisch zu gestalten. Der Tonmeister starb aber über der Ausführung des Werks. Nur das packende Finale des 1. Aktes, das „Ave Maria" und einen Winzerchor konnte er vollenden. In Max Bruchs Komposition[2]) ist die Oper wiederholt zur Aufführung gekommen, doch errang sie keinen bleibenden Erfolg. Der Inhalt ist in kurzem folgender:

Der Pfalzgraf Otto vom Rheine lernt auf einer Jagd Leonore, die Tochter des Wirts und Winzers Hubert Bacharach zu kennen. Er gesteht ihr seine Liebe, ohne Namen und Stand zu verraten. Leonore fragt auch nicht danach. Sie liebt und weiß sich wiedergeliebt. Doch nur kurze Zeit soll ihr Glück dauern. Der Pfalzgraf ist bereits standesgemäß verlobt mit Bertha, der Nichte des Erzbischofs von Mainz. Er wagt nicht, der vertrauenden Leonore seine nah bevorstehende Vermählung zu enthüllen und scheidet von ihr, ohne sie aufgeklärt zu haben. Leonore wird im väterlichen Hause in die Vorbereitungen zur Hochzeit des gräflichen Paares hineingezogen, und die Winzermädchen erwählen sie zur Sprecherin. Reinald, ein fahrender Sänger, der sie schon lange kennt und bewundert, wirbt um sie. Allein Leonore weist ihn zurück. Ihr Herz gehört ja jenem fremden Jägersmann. Da naht das Brautpaar. Leonore beginnt ihren Gruß, blickt dabei auf und erkennt in dem Pfalzgrafen ihren Geliebten. Ohnmächtig sinkt sie in die Arme Reinalds, der den Zusammenhang ahnt. Doch Otto leugnet jede Bekanntschaft mit dem Mädchen, dessen Herz er gebrochen

---

[1]) Geibel a. a. O. Bd. VI. S. 107 ff. Vgl. hierüber Gaedertz a. a. O. Seite 230 ff.

[2]) Von den ausländischen Loreley-Opern wären hier zu erwähnen die dänische Komposition von Siboni (1859) die der englischen Oper „Lurline" von Vincenz Wallace (1869) entsprechende italienische Übertragung „Lorhelia" von Falchi (1878).

hat, ab und schreitet mit dem Bewußtsein des Treubruchs zum Altare. Als Leonore sich von dem lähmenden Schrecken erholt hat, stürzt sie hinaus an den Rhein. „Wer schafft Rache, wer schafft Vergeltung?" Aus den schäumenden Wogen steigen die Flußgeister empor und bieten der Verzweifelnden ihre Dienste an, wenn sie gelobe „Braut des Rheines" zu werden, und ihre Liebe zum Opfer zu bringen. Leonore leistet den Schwur und wirft den Brautring, den sie von dem Treulosen empfangen hat, in die Fluten. „Wie du den Schleier hier zerrissen, so sei zerrissen deine Liebe: in den Lüften flattre sie hin!" singen die Nixen und verleihen dem unglücklichen Menschenkinde, was es begehrt: männerverblendende Schönheit, eine Stimme süß zum Verderben und tötliche Liebesgewalt. Leonores Herz wird zu Stein.

Das pfalzgräfliche Paar sucht den unangenehmen Zwischenfall zu vergessen. Doch kaum treten die Neuvermählten in den Speisesaal ein, da stürzt Ottos Wappenschild von der Wand und zerschellt zu seinen Füßen „wie sprödes Glas". Otto sieht die Strafe für seinen Frevel nahen. Nur mühsam beherrscht er seine Erregung, als der Sänger Reinald bei der Tafel das Brautlied singt: ein Preis der Treue, ein Fluch dem Verräter in der Liebe. Darauf nahen die Winzerinnen, zuletzt Leonore mit dem großen goldenen Becher, den sie liebreizend dem Pfalzgrafen kredenzt. Er trinkt daraus, und sein Herz wird verwandelt, von Leonore bezaubert. Liebeswahnsinn ergreift ihn. Er stürzt von seiner jungen Gattin fort zu Leonore, die er öffentlich für die Seine erklärt. Der Erzbischof will diese Beschimpfung seiner Nichte rächen und läßt Leonore als Zauberin vor Gericht stellen. Sie bittet dort selbst um den Flammentod, zu dem sie verurteilt werden soll. Aber ihre Worte stimmen die Herzen aller Richter um. Die Jungfrau wird für unschuldig erklärt und Otto als Eidbrüchiger mit dem Banne belegt. Der Ausgestoßene verflucht seine Umgebung; Bertha bricht unter der Last des Unglücks zusammen; Leonore aber wird in ein Kloster gebracht. Doch es hält sie dort nicht. Tag und Nacht hört sie die Wellen des Rheins rufen, und so kehrt sie zum Vater heim. Auch Otto will mit Heeresmacht sein Land wieder erobern und kämpft mit Hubert und Reinald um die Geliebte. Der Leichenzug seiner Gattin macht auf den Frevler keinen Eindruck. Er denkt nur an Leonore und folgt ihr auf den Felsen, von dem sie ihre süßen Lieder singt. Doch vergebens wirbt er von neuem um sie; sie will ihn nicht mehr kennen, und verzweifelnd stürzt sich der Pfalzgraf in den Rhein hinab. Reinald und Hubert wollen Leonore nun in das Vaterhaus zurückführen, doch sie weist die Treuen zurück: „Fahrt wohl,

Ihr hemmt nicht meine Bahn.
Mein erstes Werk ist abgetan,

Und das andre ist's, das ich sage:
Wer hinfort mir naht, und die Treue verriet,
Ihn reißt mit Gewalt in den Strudel mein Lied,
Daß er Tod und Verderben erjage.
Denn bei Tag, denn bei Nacht, wohl über dem Rhein
Will ich rufen im Fels, will ich klagen im Stein
Von verlorener Liebe die Klage." —

Der Inhalt des Geibelschen Werkes weicht nicht wesentlich von der Fabel Brentanos ab. Nur die Vorgeschichte ist weiter ausgeführt und alles genauer motiviert. Der Liebesroman erinnert lebhaft an Fouque's »Undine«. Auch dort wird das unglückliche Fischerkind in der Liebe betrogen, und die Flußgeister helfen das Rachewerk vollbringen. Doch überwiegt in Undine das versöhnende Element, während Leonore der entfesselten Naturgewalt gleicht, die wahllos alles, was sich ihr in den Weg stellt, in das Verderben reißt. [1])

Von Geibels Umarbeitung des Stoffes ist das Epos Lurley von Julius Wolff vollständig abhängig. Die Fabel ist genau dieselbe, nur die Namen sind verändert. Lurley ist das Pflegekind des Fischers Peter Sandrog. Von wildem, feurigen Charakter ist sie gleich leidenschaftlich in der Liebe wie im Hasse. Als sie sich von Lothar hintergangen sieht, erlangt sie vom Rhein die Gewalt, alle Männer, die ihr nahen, zu verderben. Dafür opfert sie ihre eigne Menschlichkeit. Bis zum Ende der Zeiten singt nun Lurley Schuldigen und Unschuldigen das Sterbelied.

Die Sage hat durch Wolffs Behandlung unendlich viel von ihrer volkstümlichen Schönheit eingebüßt. Die sinnlichen Momente sind so stark hervorgehoben, daß ihr schwüler Hauch die reine Freude an dem Epos beeinträchtigt.

Im Epilog erzählt Wolff, wie Clemens Brentano im „Burschenband" in St. Goar von den „Hänselbrüdern" die Lurleysage vernommen habe. Demnach glaubt er, daß Brentano in der Tat nur eine alte, bekannte Volksüberlieferung verarbeitet habe. Derselben Ansicht schließen sich eine ganze Reihe von Kritikern an. Professor Seybert behauptet sogar: [2]) „Die ganze romantische Schule hätte, ohne den Stoff vom Volke zu bekommen, eine Ballade von solcher Schönheit weder gemacht,

---

[1]) In einer Novelle „Die gute Lorelei" weist Adolf Wilbrandt auf die Sage hin. Er stellt der verderblichen Gewalt des leidenschaftlichen, dämonischen Weibes den veredelnden Einfluß einer liebenswürdigen, anmutigen Frau gegenüber. (Vgl. Deutsche Rundschau Bd. 83/84).

[2]) Seybert a. a. O. 6.

noch machen können." Er beruft sich — wie auch Düntzer — auf Vogt und Bechstein, die die Sage — allerdings erst lange nach Brentanos Romanze — in ihren Sammlungen veröffentlicht haben, und alle versichern, nur alter Volksüberlieferung gefolgt zu sein. Dann würde die eigene Aussage Brentanos in nichts zerfallen. Böhmer[1]) berichtet nämlich „daß er die Loreley auf keiner andern Grundlage als den Namen Loreley erfunden habe, hat mir Clemens Brentano gesagt." Auch die Schwägerin Brentanos, Emilie, geb. Genger, Christian Br's Gattin, die Herausgeberin seiner Werke, bezeichnet das Gedicht ausdrücklich als „erfunden". (VIII 15). Stramberg versichert im rheinischen Antiquarius[2]) „die Romanze von der Lore Lay hat er in Jena gedichtet. Umgeben von Personen, die ihn zu bedrängen, zu peinigen und zu verhöhnen zur Aufgabe sich genommen, entwarf er in der bittersten Stimmung das Bild einer Nixe, die vom grausigen Felsen herab durch wunderliebliche Töne die Freier herbeilockt, um ihnen den Hals zu brechen. Zu solchem Getriebe schien ihm die groteske Lurley ganz eigentlich geschaffen, und dahin versetzte er seine tückische Lore, hiermit zugleich den rheinischen Sagenkreis um ein Volksmärlein erweiternd, von dem das Volk ganz nichts wußte." Eine spätere Bemerkung Strambergs ist weniger günstig für Brentano. Jedenfalls klingt es recht gehässig, wenn er schreibt,[3]) Clemens Brentano habe „sich selbst die Ehre der Fabrikation der Sage vindiciert" und möge „seinen Anspruch als Erfinder der Ballade rechtfertigen." In der erstgenannten Bemerkung hat Stramberg offenbar Brentanos Lied mit den späteren Fassungen zusammengeworfen, denn er bringt schon den mythischen, dämonenhaften Zug in die Gestalt des unglücklichen Menschenkindes, den die Bacharacher Lore durchaus noch nicht hat.

Der Kampf, ob es sich um eine Erfindung oder Neu-Auffindung der Loreley-Sage durch Brentano handelt, wäre entschieden, wenn man Hermann Benders Ausführungen Glauben schenken dürfte. Bender schreibt nämlich im Vorwort zu seinen „Rheinischen Liedern",[4]) daß er ein Abkömmling der Familie Mazza-Görres sei. Vor Jahr und Tag nun habe er auf dem Speicher des Kelterhauses seines Onkels Bender zu Rhens ein altes Buch entdeckt, das in „gelblichbraunen, verschnörkelten Schriftzügen" eine Aufzeichnung der alten „Fischersage von der Ley der Lore" (d. i. dem Schieferfelsen der Lore) enthielt. „Dieselbe

[1]) Brief an A. Kaufmann vom 1. 2. 1862. Vgl. Kaufmann Quellen S. 86 ff.

[2]) D. u. n. Ant. II. Abt. 1. Bd. 112.

[3]) Denkw. u. nützl. rhein. Ant. II. 5 Coblenz 1855. S. 97.

[4]) Bender a. a. O. S. VI.

war mit »Mazza« und der Jahreszahl 1650 unterzeichnet. Darunter waren 150 Jahre später einige auf die Sage Bezug habende Bemerkungen gesetzt mit der Unterschrift J. Görres. — Die Aufzeichnung von 1650 gibt die Sage in einer Gestalt, welche an die Dichtung Brentanos erinnert; letzterer hat jedoch ebensowenig wie später Heine den tief poetischen Schluß der Sage benutzt, und die viel verbreitete Meinung, er habe die Sage erfunden, ist ganz irrig. Diese Gestalt der Sage kann spätestens zu Ende des 14. Jahrhunderts entstanden sein, denn der Erzbischof von Köln wird als Inhaber der Gerichtsbarkeit angeführt, und Rhens gehörte zwar seit 663 zu Köln als Vermächtnis des hl. Kunibert, wurde aber wegen des aus den Kämpfen mit der Stadt Köln hervorgehenden Geldmangels im 15. Jahrhundert vom Erzstifte verpfändet, mit dem es erst 1724, durch den Kurfürsten Clemens August eingelöst, wieder vereinigt werden konnte." — Bender berichtet dann weiter, die Handschrift habe solch starken Eindruck auf ihn gemacht, daß er sofort dort in Rhens ein »Lied von der schönen Lore« gedichtet habe.[1])

---

[1]) Das Gedicht stimmt inhaltlich vollständig mit Schreibers erwähnter Sage und somit auch mit Brentanos Ballade überein. H. Bender a. a. O. S. 25 ff.

Ich will ein Lied euch singen, wie ihr noch keins gehört! —
Zum Herzen muß es dringen, was Sängers Mund beschert.

Nun will ich singen und sagen: Schön Lore die Jungfrau hieß,
Die einst in alten Tagen so mancher Sänger pries.

Zu Bacharach am Rheine war jene Maid erblüht,
Dort klang im Abendscheine ihr freies Winzerlied.

Ob ihrer Schönheit kamen viel edle Ritter wert,
Mit alten stolzen Namen, die sie zum Weib begehrt.

Doch mancher Sänger klagte der stillen Nacht sein Leid,
Und mancher Ritter sagte: „Leb wohl, du wonnige Maid!"

Die Vögel im Walde sangen von ihrer Schönheit Gestalt;
Man sah ihren Namen prangen an Buchen rings im Wald.

Wer einmal sie gesehen, trug sie in Herz und Sinn
Und mußte immer gehen zur schönen Lore hin.

Da hieß es durch die Lande, daß böser Zauberei,
Ob ihrer Liebesbande, verklagt die Lore sei.

Ein Bischof zog von Köllen nach Rhense zum Gericht;
Er soll das Urteil fällen. Er schaut sie an und spricht:

„Wer mochte dich geleiten auf jenen Fels am Rhein?
Dort sangst du zu den Saiten bis tief in die Nacht hinein.

In einem Brief an den Commentator der Märchen von Clemens Brentano, Dr. H. Cardauns, beschreibt Bender diese wertvolle Handschrift genauer: „Es war eine alte rheinische Chronik, die ersten Bogen fehlten; . . . . . Auf den beiden Innenseiten des Bogens stand die

---

Dir strahlt aus Aug' und Mienen viel Zauber, mannigfalt,
Furchtlos bist du erschienen vor geistlicher Gewalt.

Ich selber steh' in Flammen, ich selber bin in Not,
Und ich soll dich verdammen zu grausem Feuertod?"

„Erbarmen, Herr, Erbarmen, erweichet euren Sinn,
Habt Mitleid mit der armen, der jungen Dulderin.

Erfüllet mein Begehren, o führt zum Tode mich!"
Es flossen ihre Zähren; sie weinte bitterlich.

„Herr Bischof, ich will sterben, doch sterben wie ein Christ,
Ich will das Reich erwerben, das allen Frommen ist.

Mein Lieb' hat mich betrogen! mir ist die Welt ein Grab
Seitdem er fortgezogen, den ich geliebet hab'.

Er ritt von seinem Schlosse hinab zum grünen Rhein;
Er sprang von seinem Rosse ins schmucke Boot hinein.

Ich sah ihn von mir eilen, dem ich mein Herze gab, —
Kann nimmer bei ihm weilen; — für mich ist nur das Grab!

Hier steh' ich am Gerichte, des Zaubers angeklagt,
Doch mach' ich all zunichte, was ihr von mir gesagt.

Die Schönheit, die mir eigen, des Auges dunkle Glut,
Das sind die Flammenzeichen, darin mein Zauber ruht!

Wohl zog von unsrem Tore in Leid manch bied'rer Mann,
Weil ja die treue Lore nur einen lieben kann!" —

„Du sollst ins Kloster gehen, wo fromme Schwestern sind,
Und Gott um Gnade flehen, du armes, schönes Kind."

Der Bischof sprach's, es kamen drei Ritter zum Geleit;
„Nun geh', in Gottes Namen, in deine Einsamkeit."

Bei St. Goar, da zogen die Ritter übern Rhein;
Es rauschen und schäumen die Wogen dort um den hohen Stein.

Schön Lore sah gar traurig hinauf zur steilen Höh —
Das Echo klang so schaurig, ihr ward so wohl, so weh.

„Ihr Ritter, eine Bitte sei mir von euch gewährt:
Bezähmt der Rosse Schritte, bis ich zurückgekehrt.

Ich möcht' noch einmal schauen von diesem hohen Stein,
Des Heimatlandes Gauen, das Schloß des Liebsten mein."

Die jähen Felsenwände erklimmt ihr leichter Fuß,
Hoch steht sie am Geländе, daß jeder bangen muß.

Handschrift: Eine Fischersage, ein artig Märlein von der Lore. Das Buch war damals schon in schlechter Verfassung und einzelne Stellen der Handschrift wurden, nachdem dieselbe gereinigt, befeuchtet, um die Schrift lesen zu können. Die Abschrift ist von der Hand meines verstorbenen Onkels und muß noch vorhanden sein . . . ." Durch solch eine Chronik wäre allerdings der schlagende Beweis für die Echtheit der Volkssage geliefert. Doch unbegreiflicherweise ist die Handschrift nicht mehr aufzufinden. Bender stellt nur Vermutungen über ihr Verbleiben an.[1]) Sollten seine Aussagen auf Wahrheit beruhen und nicht nur eine für die „Rheinischen Lieder" Reklame machende Erfindung sein, so wäre es nicht unmöglich, daß Bender die Aufzeichnung einer alten Bacharacher Überlieferung im Sinn gehabt hat. Nach dieser soll eine Jungfrau, der letzte Sproß einer angesehenen Bacharacher Familie Heiles, durch einen Sprung ins Wasser zu Beginn des 18. Jahrhunderts freiwillig ihrem Leben ein Ende gemacht haben.[2]) Unglückliche Liebe soll der Antrieb zur Tat gewesen sein. Die lebhafte Volksphantasie hat dann das Ereignis mit sagenhaften Ausschmückungen verbrämt. So erzählte man sich kurze Zeit nachher zu Bacharach:[3]) Als die reiche und schöne Besitzerin der Insel Heilesenwerth sich einst in mondheller Sommernacht allein im Garten befand, erschien ihr um Mitternacht ein auffallend schöner, bleicher Jüngling. Zwischen beiden entspann sich ein lebhaftes Gespräch, das bis zum anbrechenden Morgen währte, worauf der seltsame Gast im Nachen stromabwärts fuhr.

---

Die Lore sang: „Von ferne zieht dort ein Schiff heran,
Deß' Flagge schau' ich gerne! Wer ist der Steuermann?
Könnt' ich sein Antlitz sehen! Er hält ein Weib im Arm —
Er ist's! es ist geschehen! Leb' wohl, daß Gott erbarm!
Mein Liebster kehret wieder! o Himmel, steh mir bei!" —
Da springt in die Tiefe nieder die treue Lore Ley.
Wenn rings die Wellen blitzen im hellen Mondenschein
Siehst du die Jungfrau sitzen hoch oben auf dem Stein.
Dann tönet Zaubersingen und Saitenspiel so schön!
Das Herz will dir zerspringen, hast du's gehört, gesehn.
Sie weilet noch am Rheine, drum, Fremdling, sei gewarnt,
Daß nicht im Zauberscheine ihr Zauber dich umgarnt.

[1]) Vgl. Cardauns a. a. O. 66.

[2]) Die von Bender erwähnte Jahreszahl 1650 würde dieser Annahme allerdings widersprechen, doch da man ja dem alten Manuskript scheinbar nicht viel Wert beigelegt hat, so kann die Verwechselung der Zahlen MDCCL und MDCL wohl möglich sein.

[3]) Vgl. Rhein. Antiqu. II. Coblenz 1858.

Doch in den folgenden Nächten stellte er sich wieder ein und sprach von baldiger Vermählung mit der Jungfrau, die er dann nach seinem gewaltigen Felsenschloß führen wollte, dessen Türme sich bis zum Himmel erhöben. Er erzählte von dem reichen Perlen- und Korallenschmuck, der dort läge und bald die dunkeln Locken seiner Braut zieren sollte, von den blühenden Besitzungen, die von der Quelle bis zur Mündung des Rheins reichten. Doch zu einer kirchlichen Trauung wollte sich der unheimliche Bräutigam nur schwer verstehen und war bald nach derselben, die in Braubach eingesegnet wurde, aus den Armen seiner Braut verschwunden. Die Verlassene suchte ihn jammernd tagelang auf der einsamen Insel. Als sie einst dort am Ufer zwischen Hoffnung und Verzweiflung umherirrte, erblickte sie über dem Wasserspiegel ein Schloß von Krystall und Demant. Der Vermißte winkte ihr von dem geöffneten Portal aus zu. Jubelnd stürzte sich die von Freude übermannte junge Gattin ihm entgegen und versank in der Tiefe des Rheins.

Durch diese Erzählung schlingt sich klar die alte dänische Ballade vom Wassermann, die Herder[1]) in die „Stimmen der Völker" und auch Arnim-Brentano in „des Knaben Wunderhorn" aufgenommen haben.

„O Mutter, guten Rat mir leiht,
Wie soll ich bekommen das schöne Maid?"
Sie baut ihm ein Pferd von Wasser klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.
Sie kleidet ihn an zum Ritter fein,
So ritt er Marienkirchhof hinein.
Er band sein Pferd an die Kirchentür,
Er ging um die Kirch dreimal und vier.
Der Wassermann in die Kirch ging ein,
Sie kamen um ihn, groß und klein.
Der Priester eben stand vorm Altar:
„Was kommt für ein blanker Ritter dar?"
Das schöne Mädchen lacht in sich:
„O wär der blanke Ritter für mich!"
Er trat über einen Stuhl und zwei:
„O Mädchen gib mir Wort und Treu!"
Er trat über Stühle drei und vier:
„O schönes Mädchen zieh mit mir!"

---

[1]) Herder a. a. O. 441/2.

Das schöne Mädchen die Hand ihm reicht:
„Hier hast meine Treu, ich folg dir leicht."
Sie gingen hinaus mit Hochzeitschar,
Sie tanzten freudig und ohn Gefahr;
Sie tanzten nieder bis an den Strand,
Sie waren allein jetzt Hand in Hand.
„Halt, schönes Mädchen, das Roß mir hier!
Das niedlichste Schiffchen bring ich dir."
Und als sie kamen auf'n weißen Sand,
Da kehrten sich alle Schiffe zu Land.
Und als sie kamen auf den Sund,
Das schöne Mädchen sank zu Grund.
Noch lange hörten am Lande sie,
Wie das schöne Mädchen im Wasser schrie.
Ich rat euch, Jungfern, was ich kann:
Geht nicht in Tanz mit dem Wassermann.

Brentano hat von dieser Zutat nichts in seine Ballade übernommen. Die verführerische Macht der Schönheit zu schildern, schien dem Dichter romantisch genug. Dieses Motiv wiederholt sich ja in unzähligen Varianten in der alten Sagenliteratur. [1])

So knüpft sich eine der Loreleysage verwandte Erzählung an das wilde Gefähr bei Oberwesel am Rhein, dessen Felsklippen nicht ohne Grund von den Schiffern gefürchtet werden. Diese Felsen verwandelt die Sage in sieben Jungfrauen, die einst auf der nahen Burg

---

[1]) Interessant ist hier die große Verwandtschaft unserer rheinischen mit einer ägyptisch-hellenistischen Sage, auf die Georg Ebers in der Vorrede seines Romans »Eine ägyptische Königstochter« aufmerksam macht: Auf einer der Pyramiden throne ein wunderholdes Weib, „das durch seine Schönheit die Wüstenwanderer um den Verstand bringe. Ihr Name sei Rhodopis. Thomas Moore, der diese Sage dem Zoegaschen Werke entlehnte, benutzt sie zu folgenden Versen:

„Fair Rhodope, as story tells
The bright unearthly numph, who dwells
'mid sunless gold and jewels hid,
The lady of the Pyramid." " (Ebers a. a. O. XVI.)

Herodot (a. a. O. 193 (135)) erzählt, daß „alle Welt in Hellas der Rhodopis Namen kenne." Doch weist der Geschichtsschreiber es scharf zurück, daß diese schöne Sklavin und Buhlerin die Pyramide gebaut haben soll, die er dem Sohne der Cheops, Mykerinos, zuschreibt, und mit der die Sage die schöne Thrazierin in Verbindung bringt.

Schomberg hausten. Durch ihre außerordentliche Anmut zogen sie viele Jünglinge an sich. Aber in freventlichem Spiele achteten sie nicht auf das Liebesleid der Unglücklichen und ließen manchen tapferen Ritter wahnsinnig in den umliegenden Wäldern zu Grunde gehn. Da brach das Strafgericht über die Herzlosen herein, und sie wurden in die harten Felsen verwandelt, die noch heute den Schiffer mit Besorgnis erfüllen. — In dieser Sage, wie auch in Brentanos Ballade, sind die Verführerinnen gleichzeitig auch die Unterliegenden, denn „alle Schuld rächt sich auf Erden". — Bei der Weiterentwicklung der Sage wird allmählich aus der mehr oder weniger schuldlos Schuldigen ein die Untreue rächender Dämon. Auch hierfür bietet die alte Sage unzählige Vorbilder. Daß die Treulosen im Wasser verderben, ist wohl nur eine, durch den am Loreleyfelsen vorüberströmenden Rhein gegebene, zufällige Übereinstimmung mit dem Bericht der Edda, die den Meineidigen einen schlangenerfüllten, im Wasser gelegenen Strafort zuschreibt.[1]) Doch in inniger Beziehung zur Loreleysage steht ein Romanzencyklus aus des „Knaben Wunderhorn" »Ritter Peter von Stauffenberg und die Meerfeye. Wahrhaftige Geschichte Herrn Peter von Stauffenbergs. Straßburg 1595)«[2])

Ritter Stauffenberg kehrt ruhmreich aus fernen Landen heim. Da sieht er vor seiner Burg ein reichgeschmücktes, wunderbar schönes Weib sitzen. Dieses offenbart sich ihm als eine Meerfey, die ihn stets auf seinen Fahrten beschützt habe, und willigt ein, des Ritters Weib zu werden, wenn er kein anderes Ehebündnis einginge; sonst müßte er sterben. Nach kurzer Zeit voll seligen Liebesglücks ruft die Pflicht Herrn Peter an des Königs Hof. Dort erblickt ihn eine Prinzessin, der er gar wohl gefällt. Auch der König sähe eine Verbindung seiner Base mit dem tapferen Manne gern. Aber Stauffenberg weigert sich standhaft und zeigt den Ring der Meerfey vor. Doch König und Bischof überreden ihn, daß er das Opfer eines Teufelsspuks geworden sei, und nun muß der Ritter nachgeben, um sein Seelenheil nicht zu verscherzen. Auf Stauffenberg soll die Hochzeit gefeiert werden. Da zeigt sich beim Mahle an der Decke ein weißer Fuß als totkündendes

---

[1]) Vgl. Mannhardt: Germ. Myth. S. 222; Herder a. a. O. 101; Wolzogen a. a. O. (Völuspa) S. 151:

„da seh ich sie waden durch sumpfdicke Wogen,
die Männer, die Meineid und Mord verübt
und zur Untreu' verleitet des Andern Geliebte; . ."

(Auch nach Aristophanes liegen solche, die falsch geschworen haben, alter Überlieferung entsprechend, in einem Schlammpfuhle.) —

[2]) Wunderhorn S. 407.

Zeichen. Die Gäste fliehen; nur die Braut bleibt bei dem jungen Gatten, der um ihretwillen sein Leben verliert. —

Es ist nicht unmöglich, daß Fouqué und dadurch auch Geibel von dieser Sage beeinflußt worden sind. Menzel[1]) gibt dieselbe Erzählung mit geringer Abweichung unter dem Titel „Ritter Tenninger". In Laistners Nebelsagen[2]) findet sich eine bedeutend ältere verwandte Sage:

Auf nächtlichen Wegen sieht ein junger Ritter eine weibliche Gestalt am Wege sitzen, die sich bei seiner Annäherung in einen Nebelstreif auflöst. Nachgrabungen an Ort und Stelle fördern eine Marmorstatue ans Licht, ein Denkmal von wunderbarer Schönheit. Von leidenschaftlicher Sehnsucht nach diesem Bilde ergriffen, sucht der Jüngling bei Nacht die Stätte wieder auf, erblickt abermals die Jungfrau und schließt sie in seine Arme. Doch am andern Morgen findet man ihn tot. Diese Sage führt deutlich zurück in jene mythenbildende Zeit, die besonders gern in phantastischen Nebel- und Wolkengebilden beseelte, geisterhafte Wesen zu erblicken meinte. Das sind die Elfenmädchen am Waldessaum oder auf der mondbeglänzten feuchten Wiese, die den Jüngling in ihr Reich locken oder ihn töten. Mit ihren Zauberliedern betören sie gleich der Loreley den träumerisch Lauschenden, wie es das alte, dänische Zauberlied[3]) so anmutig schildert:

Ich legte mein Haupt auf Elvershöh,
Mein' Augen begannen zu sinken.
Da kamen gegangen zwo Jungfraun schön,
Die täten mir lieblich winken.

Die Eine, sie strich mein weißes Kinn,
Die zweite lispelt ins Ohr mir:
„Steh auf, du muntrer Jüngling! auf!
Erheb, erhebe den Tanz hier!

Steh auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb, erhebe den Tanz hier!
Meine Jungfrau soll'n dir Lieder singen,
Die schönsten Lieder, zu hören.

Die Eine begann zu singen ein Lied,
Die Schönste aller Schönen;
Der brausende Strom, er floß nicht mehr,
Und horcht den süßen Tönen.

---

[1]) Menzel a. a. O. S. 309. Nr. 13.

[2]) Laistner a. a. O. S. 125.

[3]) Herder a. a. O. 209/11. S. die Kiämpe-Viiser Kopenh. 1739. S. 160.

Der brausende Strom, er floß nicht mehr,
Stand still und horchte fühlend,
Die Fischlein schwammen in heller Flut,
Mit ihren Feinden spielend.

Die Fischlein all' in heller Flut,
Sie scherzten auf und nieder,
Die Vöglein all' im grünen Wald,
Sie hüpften, zirpten Lieder.

„Hör an, du muntrer Jüngling, hör an,
Willt du hier bei uns bleiben?
Wir wollen dich lehren das Runenbuch,
Und Zaubereien schreiben.

Ich will dich lehren, den wilden Bär
Zu binden mit Wort und Zeichen;
Der Drache, der ruht auf rotem Gold,
Soll schnell dir fliehn und weichen."

Sie tanzten hin, sie tanzten her;
Zu buhlen ihr Herz begehrt'.
Der muntre Jüngling, er saß da,
Gestützet auf sein Schwert.

„Hör an, du muntrer Jüngling, hör an:
Willt du nicht mit uns sprechen,
So reißen wir dir, mit Messer und Schwert,
Das Herz aus, uns zu rächen."

Und da, mein gutes, gutes Glück:
Der Hahn fing an zu kräh'n.
Ich wär sonst blieb'n auf Elvershöh,
Bei Elvers Jungfraun schön.

Drum rat ich jedem Jüngling,
Der zieht nach Hofe fein,
Er setze sich nicht auf Elvershöh,
Allda zu schlummern ein. —

Bekannter ist wohl der hochdramatische schaurige Sang[1]) von Herrn „Oluf", der in der Nacht vor seinem Hochzeitsfest von „Erlkönigs Tochter" dem Tode geweiht wird:

Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut';

---

[1]) Herder a. a. O. S. 443/4. Man vergleiche auch den Text zu Gades Composition »Erlkönigs Tochter« (Leipzig.)

Da tanzen die Elfen auf grünem Land',
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

„Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz mit mir." —

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag." —

„Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldene Sporne schenk ich dir!

Ein Hemd von Seide so weiß und fein,
Meine Mutter bleichts mit Mondenschein." —

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag!"

„Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk ich dir!"

„Einen Haufen Goldes nähm ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll." —

„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir;
Soll Seuch und Krankheit folgen dir."

Sie tät einen Schlag ihm auf sein Herz, —
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd,
„Reit heim nun zu dein'm Fräulein wert."

Und als er kam vor Hauses Tür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

„Hör an, mein Sohn, sag an mir gleich,
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?"

„Und sollt sie nicht seyn blaß und bleich,
Ich traf in Erlenkönigs Reich." —

„Hör an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?"

„Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund."

Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschar.

Sie schenkten Meet, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräutgam mein?" —

„Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund,
Er probt allda sein Pferd und Hund."

Die Braut hob auf den Scharlach rot,
Da lag Herr Oluf und er war tot. —

Diese feuchten, luftigen Nebelgestalten, die Krankheit und Tod bringen, oder bei der Annäherung in nichts zerfließen, machte man später in christlichen Zeiten zu Dämonen, die bei Anrufung des Namens Gottes verschwinden müssen. Interessant sind diese Spuren des untergegangenen Heidentums in den Zwiegesprächen des Mönchs Caesarius von Heisterbach. Da lockt eine Jungfrau[1]) den unzufriedenen Mönch unter falschen Vorspiegelungen in den Wald und eilt mit Leichtigkeit durch das dichteste Gestrüpp vor ihm her, bis er erschöpft „O Gott, wohin gehen wir?" ausruft und dadurch den Spuk vertreibt. — Eine weiße weibliche Erscheinung[2]) führt am Johannisabend den Truchseß

[1]) Vgl. Caesarius v. Heisterbach a. a. O. S. 335. V. L. I. „Stabat aliquando conventus de Hemmenrode in horto, plantaria caulium terrae infigens. Stabat et monachus unus cum ceteris, Thomas nomine, cui talis coepit cogitatio suboriri: „Si modo esses in domo patris tui, ancilla tua non dignaretur tam vilissimum opus facere." Exivit ergo de medio fratrum cum indignatione, illuc eum ducente spiritu superbiae, ubi fortius eum posset impugnare. Cui ergo in silva solus esset, tentator affuit, et quem prius sola cogitatione pulsaverat, nunc aperta impugnatione et visibiliter aggreditur. In specie namque mulieris apparens, coepit alloqui eum. At ille digitum superponens ori suo, signabit sibi non licere loqui. Sed mendaciorum omnium caput et pater, ilico per mulierem illam phantasticam, quam effigiaverat ad deceptionem, respondit: „Quid hoc sit", inquit, „nescio. Ego venio de conventu, et Prior dedit mihi licentiam ut loquerer tecum." Credidit ille et locutus est. Tunc illa asseruit, parentes ipsius misisse pro eo, et oportere eum Treverim ire secum ad emendum equum et sic transire in terram suam. Praecedente igitur misera, miserum ducebat, ipsa quidam frutectorum omnium condensa sine impedimento transiens, ille vero cum magna difficultate sequebatur. Tandem asperitate itineris et laboris turbatus, „in nomine, inquit, Patris, quomodo sic imus?" Quo dicto, maligna illa mulier citius evanuit. —

[2]) Vgl. Caesarius v. Heisterbach a. a. O. S. 315. V. 30. Duo juvenes saeculares nondum milites, ex quibus unus erat dapifer abbatis Prumia, qui mihi haec quae dicturus sum, retulit, in quadem vigilia sancti Joanni Baptistae post solis occasum circa rivulum, qui monasterium praeterfluit in dextrariis suis spatiabuntur. Videntes ex altera parte rivuli quasi speciem mulierbrem in veste linea putantes quia maleficia exerceret ut quibusdam mos est in nocte illa, ut caperent eam, aquam transierunt. Quae cum veste levata fuggere videretur, illi in equis velocissimis insequentes cum fugientem, quam quasi umbram anti se videbant, comprehendere non valerent, deficientibus equis, unus dixit: „Quid agimus? Diabolus est enim" et signantes se, monstrum ultra non viderunt. Ab illa hora tam homines quam iumenta multo tempore languerunt, vix mortem evadentes. —

des Abts von Prüm und dessen Gefährten in die Irre und ihr Anblick macht die Unglücklichen krank und bringt sie dem Tode nahe. In Eichendorffs Waldesgespräch klingt diese Sage auch nach, und die „Hexe Loreley" scheint sogar vollkommen identisch zu sein mit einer der Zauberinnen aus der Edda, die in der Dämmerung umherritten. „Hedinn zieht abends einsam durch den Wald. Da stößt er auf eine Tröllkona, die ihm ihr Gefolge anbietet, was er ausschlägt." [1]) (Sn. 175) Als Bragi, der Alte, spät durch einen Wald zieht, begegnet er einer Tröllkona, die ihn mit einem Liede anredet und fragt, wer da fahre. Dabei nennt sie ihm ihre Tröllnamen und Bragi ihr seine Dichternamen. Unwillkürlich denkt man dabei an den Todesgesang: „Du kennst mich wohl, vom hohen Stein schaut still mein Schloß tief in den Rhein!" —

Um 1650 erzählt Praetorius [2]) von einer Verderben bringenden Nixe, die ein Mühlknappe auf dem Wasser erblickt. Sie singt und kämmt ihr langes, blondes Haar. Da faßt er seine Büchse und legt auf sie an. Aber die Wasserfrau springt unverletzt in den Fluß, winkt mit den Fingern und verschwindet. Der voranwandernde Gefährte des Knappen hat nichts davon gesehen und gehört, bis es ihm erzählt wird. „Darauf hat es sich begeben, daß dieser Gefährte am dritten Tage beim baden ertrank." — Ähnlich lautet eine Überlieferung am Dannewerker See: [3]) Dort sitzt in der Johannisnacht eine schöne Frau auf der Thyrenburg und kämmt sich mit goldenem Kamme. Wer ihr naht, den zieht sie in ihr unterirdisches Reich hinunter. — Auch in der folgenden Sage erscheint die Nixe als menschenfeindlicher Dämon, der am bestimmten Tage ein Opfer fordert. [4]) „Man sieht oft im Mohriner See in der Mark einen Schimmel aus dem Wasser steigen, besonders während der Nacht. Er geht ruhig neben dem Wanderer her und begleitet ihn eine Strecke. Am Marientage aber zeigt sich auch eine weiße Gestalt, die lockt die Leute auf allerlei Weise herabzukommen, und wer sie einmal erblickt hat, der muß hinunter, er mag wollen oder nicht." — Auch Libussa, [5]) die einstige sagenhafte, weise Beherrscherin von Böhmen, lockt die Jünglinge zu sich heran, um sie zu töten und in die Moldau zu stoßen. Diese noch heute verbreitete schaurige Überlieferung erinnert an jenen alten Volksglauben, nach dem die Seelen der Verstorbenen zu ihrem eignen Fortbestehen Blut- und Liebes-

---

[1]) Vgl. Grimm: Mythologie der Germ. S. 880.
[2]) Vgl. Gebr. Grimm: Deutsche Sagen. S. 80.
[3]) Menzel a. a. O. S. 310.
[4]) Scheible a. a. O. IX 519.
[5]) Scheible a. a. O. IX 621.

genuß brauchen. Daraus erklärt sich der Gebrauch mit dem Toten auch Speisen, Pferde und Sklaven mitzubegraben. Die nordische Sagengeschichte bietet ein grauenerregendes Beispiel dafür in einer Erzählung des Saxo Grammaticus. Asmund, der Sohn des Königs Alf von Hedemarken, hat sich lebendig mit seinem verstorbenen Freunde Asvit begraben lassen.[1]) In der Nacht lebt Asvit wieder auf, und fällt seinen Freund gierig an, „nicht etwa um den Freund sich nach zu ziehen, sondern weil die gleichfalls mitbegrabenen Tiere, Roß und Hund des Toten bereits verzehrt sind und nun seiner vampyrischen Gefräßigkeit keine andere Beute mehr übrig bleibt.“[2])

Die Gaben, die man den Toten mit ins Grab legte, sollten auch seine Wiederkehr verhüten, an die man im Süden und Norden mit gleicher Festigkeit glaubte. Besonders die unfreiwillig, jung oder gewaltsam Dahingeschiedenen mußten ja noch in engster Verbindung mit den Lebenden stehen. Ihre Abbilder erschienen, — luftartig und ungreifbar wie das eigne Bild im Wasserspiegel,[3]) — im Traume oder irrten klagend am Grabe umher.[4]) — Die Seele der verstorbenen Mutter tröstet das arme Waislein, das sich nach Liebe sehnt; das tote Kind zeigt sein von den Tränen der Mutter benetztes Hemdlein und jammert, daß es keine Ruhe im Grabe finde, solange das Tränenkrüglein noch überfließe. Besonders starke Bande umschlingen aber zwei durch den Tod getrennte Liebende. Wie in jener oben erwähnten Bacharacher Chronik der gespensterhafte Bräutigam seiner um ihn klagenden Braut erscheint, so singt auch schon die Edda von Sigrun und Helgi, dem Hundingtöter. Helgi ist im Kampfe gefallen und in Walhall aufgenommen worden. Die trauernde Sigrun geht nachts zum Leichenhügel, und der Gatte erscheint ihr dort. Aber er scheint nicht aus dem glänzenden Göttersaale herabgestiegen zu sein, so schauerlich ist sein Aussehen. Entsetzt sagt Sigrun[5])

> Wie feucht ist dir, Helge, dein Haar vom Reife,
> wie ganz mit Blut übergossen dein Leib,
> wie eiskalt die Hände dem Eidam des Hagen! . . .

Und Helgi antwortet:

> Dein Werk ist es, Sigrun vom Wonnenberge,
> daß Helge so ganz übergossen mit Blut.

---

[1]) Uhland: Schriften zur Gesch. d. Dichtg. u. Sage. A. a. O. S. 889.

[2]) Wackernagel a. a. O. S. 201.

[3]) Rohde a. a. O. S. 7.

[4]) Platon: Phädon. Cap. 30. S. 48.

[5]) Übersetzung v. H. v. Wolzogen a. a. O. (Helgakvidha Hundingsbana) 261. Vgl. Wackernagel (Altd. Blätter 1835) 177. Raßmann a. a. O. 87 und Uhland a. a. O. S. 1044. 2c.

Grausame Tränen, du goldige, sonnige
Schöne, weinst du vor Schlafengehn:
blutig fiel jed' auf die Brust des Königs,
die kalte, schmerzbeklomm'ne im Grab.
Wohl können wir trinken noch kostbare Tränke,
ob wir verloren auch Leben und Land;
drum soll uns keiner ein Klaglied singen,
wenn er die Brust auch voll Wunden erblickt.

So hemmt er ihre Tränen und kann nun am Morgen den „Flugstieg" hinan gen Walhall reiten. Doch Sigrun lebt nicht lange mehr.

Hierzu bietet schon die Sage der alten Griechen eine Parallelstelle in der leider nur unvollständigen Überlieferung der Erzählung von „Protesilaus und Laodamia". Protesilaus, der erste Grieche, der zu Beginn des trojanischen Krieges fiel, wurde für kurze Zeit vom Gotte der Unterwelt seiner jungen, übermäßig trauernden Gattin wiedergegeben. Doch sein zweites Hinscheiden überlebte auch Laodamia nicht lange mehr: Der Geist des Gatten hatte sie zu sich gerufen. — Aus dem hohen Alter dieser Sage erklärt sich auch ihre weite Verbreitung. Es ist das bekannte Motiv von dem toten Liebhaber, der seine Braut zu sich ins Grab holt. In Bürgers Bearbeitung unter dem Titel »Lenore« fand es gegen Ende des 18. Jahrhunderts begeisterte Aufnahme weit über die Grenzen des deutschen Landes hinaus. Und die verschiedensten europäischen Nationen konnten eine ähnliche Ballade oder ein entsprechendes Sagenfragment aufweisen. So steuert Schottland die Sage von „Sweet Williams Ghost" bei,[1]) Dänemark[2]) den Sang von „Aage und Else", Frankreich[3]) den „Cavalier des Ardennes", und die Bretagne bietet eine etwas variierende celtische Legende von „Gwennola", die an unser Blaubartmärchen erinnert. Die im Wunderhorn[4]) veröffentlichte Ballade „Es stehen die Stern am Himmel" gehört auch hierher und ist dem Inhalt nach fast völlig übereinstimmend mit dem kuhländischen Volksliedchen[5]):

»Dos gung a Knovle sochte
Wuoll ouff das Fansterlai:
Schon Livle beist du drinne?
Stie uof onn lô mich ai.

---

[1]) Percy's Relics of ancient Poetry. III. 126 ff. Herder a. a. O. 523 ff. 72 ff.

[2]) Grimm: Altdänische Heldenlieder. S. 73/4.

[3]) Vgl. Bonet-Maury a. a. O. 151 ff.

[4]) Wunderhorn II 19/20.

[5]) E. Schmidt a. a. O. aus Meinert's Fylgie I 89/90.

Ich kon meit dir wuol spraeche,
Rai lôn thoer ich dich ni,
Bien schu meit aem versprouche,
Kan anden moer ich ni.

Meit dam du beist versprouche,
Schon Livle! dar bien ich;
Raech mir dai schniewaiss Handle,
Verlaecht derkennst du mich.

Du schmeckst mir ju noch Ade,
Vermaen, du beist dar Tuod.
Sol ich nich schmecke noch Ade
Wenn ich hor drunde gelaen?

Weck uof dai Vater onn Mutter,
Weck uof de Fraende dain!
Grun Kranzle sost du troge
Woss ai dan Hiemel nai.«

Auch ein neugriechisches [1]) und ein serbisches Gedicht behandeln denselben Stoff von der Wiederkehr der Toten, die ein Versprechen erfüllen müssen, in ziemlich gleicher Weise. [2])

In all diesen Sagen übt der wiederkehrende Geist eine unbezwingliche Gewalt über den Lebenden aus und fast immer folgt Unheil oder Wahnsinn dem, der den Geist gesehen hat. So wird Sigrun von der Magd gewarnt: [3])

„Sei nicht so verwegen, du Weib ohne Furcht,
allein zu gehen zur Leichenstätte:
Mächtiger werden, als wie am lichten
Tage, die Geister der Toten zur Nacht." —

In einem Volkslied aus Gottschee, der deutschen Sprachinsel in Ungarn, heißt es: [4])

Es baroten zboi liebeu.
Dar liebe ist ins hör geschrieben;
ins hör muoss ar morschieren.
Alsô dà sprichet deu liebe:

---

[1]) Vgl. Fauriel a. a. O. II. S. 64 ff.

[2]) Weiteres über die das Lenorenmotiv betreffenden Sagen findet sich bei Wackernagel a. a. O. S. 193 ff. E. Schmidt a. a. O. Bonet Maury a. a. O.

[3]) Wolzogen a. a. O. 262.

[4]) Schroer a. a. O. 235 ff.

„so kim mir, lieber, ze sågen,
sai lantic boder tóater,
bies dir in kriege bert dergéan.

Ahôrt klockhet àn dar liebe:
„so tuest du, liebeu, et slåfen?
boder tuest du, liebeu, bàchen?“
„I tuen es, lieber, et slåfen,
i tuen es, lieber, bàchen.“
„Kim aussar, kim aussar, main liebeu!“
Und aussar kimet deu liebe.

Ar nimot seu bai sṇêbaisser hânt,
ar hewot seu af sain hóaches ros;
seu raitont ahin an bàge. —
„So tuest du, liebeu, dih et würchten
boder tuest du, liebeu, dih würchten?“
„Beu bert ih, lieber, mih würchten,
benn du, lieber, pist pai mir?“ —

Bie edel dà schainet dar mûne,
bie stât dà raitont di tóaten! —
Seu raitont ahin zan kîrchle,
jabol ahin afs grüene wraithof.
Also dà sprichet dar liebe:
„ruck dih, ruck dich, marlstoin!
Klieb dih, klieb dich, kolsbarzeu erde!

So verslick, du erde, de tóaten,
so là de lantigen plaiben!“
Benn ümar ist kamen dar smóaràns,
koin språche hàt si et verstéanen,
koin menisch hàt si et gekennot.
Si ist hintersih gegéanen sibn ganzeu jår
siben ganzeu jår und drai tûge. —

Die magyarische Volksphantasie läßt die tote Braut im „sprühenden Brautkranz“ mit dem „glühenden Treuring“ am Finger dem Geliebten am Kreuzweg auflauern und ihm den Tod bringen. Dasselbe Verhängnis droht aber auch denen, die das „Wilde Heer“, die „weißen Frauen“ und den Umzug der Perhta (oder Holda) vorwitzig anblicken. Im Mittelalter legte man der Perhta auch den Namen Venus bei, und als „Frau Venus“ zieht sie den Tannhäuser in den Berg. Aus diesem Berg hört man, dem Volksglauben gemäß, die Seelen der Verstorbenen schreien und rufen, so daß die frühere Be-

zeichnung „Hörselberg" in der volkstümlich naiven Auslegung „Hör-Seel-Berg" dafür recht passend war. Venus-Holda muß demnach als Herrin dieser abgeschiedenen Geister gegolten haben. Mit ihnen hält sie in dem herrlich ausgestatteten Bergesinnern Hof, oder saust mit ihnen zusammen im Wirbelsturm durch die Wälder. Den Menschen aber, den sie zu sich gelockt hat, ergreift in dieser geisterhaften Umgebung trotz allen Genusses und Wohllebens eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Welt und den sterblichen Menschen da draußen. So scheidet Odysseus von Circe und Calypso, so reißt sich Tannhäuser aus den Armen der Venus, so muß die Rheinnixe Loreley den Geliebten ziehn lassen. Und doch überstrahlen diese unsterblichen Geister an Schönheit alle irdischen Frauen. Mit ihrem ganzen betörenden Liebreiz wird Venus-Holda im Amelungenliede geschildert:[1])

„Im stolzen Jagdgeleite, wer ist die Herrliche dort?
Die sich im grünen Schleier auf weißer Hinde wiegt,
Und alle Erdensöhne mit Liebesreiz besiegt?
Um ihre Schläfe kreiselt ein Turteltaubenpaar
Und Glühwürmer leuchten ihr aus geringeltem Haar.
Die Ritter, die ihr folgen so bleich im Mondenstrahl,
Sie schauen wie gefoltert: ist das von Liebesqual?
Sie tragen Blumenketten: die tragen sie wohl gern?
Sie folgen ihr so willig als einem seligen Stern."

Frittel, König Ermenrichs Neffe, will ihr folgen;
Doch „vorüber zog's vorüber zu schnell! „O weile hier!
Warum zum Walde wieder? Halt ein, nimm mich mit dir!"
Er fühlt sich fortgezogen. „Geschwind, wo ist mein Roß?"
Er hat es bald beschritten. Schon stürmt er aus dem Schloß.
Da ward er noch am Tore von Eckart gewarnt:
„Zurück, eh dich mit Listen die Zauberin umgarnt.
Sie ist nicht, die sie scheinet, du siehst sie mild und gut,
Doch laß dich nicht betören, sie will deines Herzens Blut.
Denn die du siehst sind Geister, und sie hat sie entleibt.
Im Tode noch ihr dienen muß, wer ihr treu verbleibt.
Und folgst du ihr zum Berge, wo du in Flammen brennst,
Da wandelt Frau Venus gar bald auch dich zum Gespenst!"
Erschreckt wich der Jüngling zurück bei seinem Wort,
Da klangen Zaubertöne, die rissen ihn mit fort.
Ob sie den Albleich spielten, ob Isangs Stimme klang?
Er flog, ihn zog zum Berge der berückende Gesang." —

---

[1]) Simrock a. a. O. „Sibichs Verrat" S. 307 ff.

Also nicht allein die schöne Gestalt der lieblichen Göttin, deren vampyrische Natur nur leise in Eckarts Worten gestreift wird, verführt den Jüngling, sondern auch das wunderbare Singen und Klingen, das sie umgibt. Holdas Gefolge, die elbische Schar, spielt den Albleich, den Huldreslât, der nach der nordischen Sage jeden, der ihn hört, zum Tanze zwingt. Der Spielmann selbst kann nicht eher aufhören, bis er die Melodie rückwärts gespielt hat. Sonst muß ihm jemand von hinten die Saiten zerschneiden, um ihn und die Hörer vor dem Untergange zu retten. Jacob Grimm erwähnt eine Stelle Conrads von Würzburg, in der sich die Furcht vor der verführerischen Macht des Gesanges deutlich ausspricht:[1]) „Heiz uns leiten uz dem bade der vertanen wazzernixen, daz uns ir gedoene iht schade!" (ms. 2. 200. C. v. Würzburg.) Bekannt ist — besonders durch Goethes verwandte Ballade vom Fischer, die Sage von dem Donauweibchen Hulda, das mit seinem Singen so manchen Ritter in Träumen versetzt und dann den Schlummernden in die Tiefe zieht. — Von den „Saligen Fräulein" in Tirol wird erzählt, daß sie oft abends weiß gekleidet auf einem großen Steine sitzen und Lieder singen.[2]) Ein Hirt wurde einst von dem schönen Gesange so bezaubert, daß er bis tief in die Nacht hinein den überirdischen Weisen lauschte. Erst als die „Salgen" mit dem untergehenden Monde verschwanden, ging er heim. „Seitdem aber war er einsilbig und schwermütig." — — Nach dänischen und schwedischen Volksliedern[3]) wurde der Ritter Tinne (oder Tynne, Tönne), dessen Schicksal nach Uhland[4]) an „Odins Aufenthalt bei Gunlöd" gemahnt, von der schönen Zwergentochter Ulfwa (Ulfa) durch zaubrischen Gesang verlockt. Wenn sie die Harfe schlug kamen alle Tiere, sogar die Fische des Wassers herbei.[5])

---

[1]) Vgl. Grimm: Mythol. d. Germ. S. 456.

[2]) Vgl. Mannhardt: Wald- u. Feldkulte I. S. 109.

[3]) Vgl. Menzel a. a. O. S. 310. (Talvj: Schwed. Volksl. 308).

[4]) Uhland a. a. O. S. 791.

[5]) Uhland a. a. O. S. 937.

Das war der Ritter Tynne,
Wollt schießen den Hirsch und die Hinde,
Da sah er Ulfa, des Zwerges Tochter,
Unter grünender Linde.
Und das war Ulfa, des Zwerges Tochter,
Zur Dienerin sprach sie behende:
„Du sollst nach meiner Goldharfe gehn,
Daß ich den Ritter zu mir wende!"
Sie schlug die Goldharfe den ersten Schlag,
Der mochte so lieblich klingen,

Die Zauberkraft der Musik zeigt sich am rührendsten in der Sage vom Nöck, der sich durch Singen die Seligkeit verdienen will: [1])

Es tönet des Nöcken Harfenschall,
Da steht der wilde Wasserfall,
Umschwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen.
Die Bäume neigen sich tief und schweigen,
Und atmend horcht die Nachtigall.

„O Nöck, was soll das Singen dein,
Du kannst ja doch nicht selig sein!
Was soll dein Singen taugen?"
Der Nöck erhebt die Augen,
Sieht an die Kleinen, beginnt zu weinen
Und senkt sich in die Flut hinein.

---

Die wilden Tier' in Feld und Wald
Vergessen, wohin sie woll'n springen.
Sie schlug die Goldharfe den zweiten Schlag,
Der mochte so lieblich klingen,
Der Graufalk, der auf dem Zweige saß,
Er breitet aus seine Schwingen.
Sie schlug die Goldharfe den dritten Schlag,
Der mochte so lieblich klingen,
Der kleine Fisch, der schwamm in der Flut
Vergißt, wohin er will schwimmen.
Hier blühte die Au, hier belaubte sich's all,
Das mochte der Runenschlag walten;
Ritter Tynne sein Roß mit dem Sporne stach,
Er konnte sich nicht mehr halten.
Und das war Ritter Tynne,
Von seinem Roß er sich schwinget,
So geht er zu Ulfa, des Zwerges Tochter,
All unter grünender Linde . . . .

. . . . . . . . . . . . . . .

Und das war Thora, des Zwerges Frau,
Den Goldstuhl rückt sie heran,
So senkt sie Ritter Tynne in Schlummer,
Bis daß da krähte der Hahn.
Und das war Thora des Zwerges Frau,
Fünf Runebücher nimmt sie zur Hand,
So löst sie ihn aus den Runen,
Worein ihre Tochter ihn band. . . . u. s. w.

. . . . . . . . . . . . . . .

[1]) Löwe: Der Nöck. Text v. Kopisch. (Berlin.)

Da rauscht und braust der Wasserfall,
Hoch fliegt hinauf die Nachtigall,
Die Bäume beben mächtig
Die Gipfel grün und prächtig.
O weh, es haben die wilden Knaben
Den Nöck betrübt im Wasserfall.

„Komm wieder, Nöck, du singst so schön,
Wer singt, kann in den Himmel gehn.
Du wirst mit deinem Singen
Zum Paradiese dringen.
O komm, es haben gescherzt die Knaben,
Komm wieder, Nöck, und singe schön!“

Da tönt des Nöcken Harfenschall,
Und wieder steht der Wasserfall,
Umschwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen.
Die Bäume neigen sich tief und schweigen
Und atmend horcht die Nachtigall.

Es spielt der Nöck und singt mit Macht
Von Meer und Erd' und Himmelspracht.
Mit singen kann er lachen
Und selig weinen machen.
Der Wald erbebet, die Sonn' entschwebet,
Er singt bis in die Sternennacht.

Dieselbe Sage findet sich etwas variiert in Grimms Mythologie.[1]) Dort sagt ein Priester zu dem spielenden Wassergeist: „Eh' wird dieser Rohrstab grünen und blühen, eh' du Erlösung erlangst“, und alsbald beginnt der Stab auszuschlagen. Der noch auf Erden in ungewisser Sehnsucht umherirrenden „armen Seele“ winkt ein Hoffnungsstrahl. Diese Episode weist wieder auf die Tannhäusersage. Auch da verkündet das Wunderzeichen an dem dürren Stabe, daß das Himmelstor dem Sänger offen stehe. Doch die Nachricht kommt zu spät. Die Ungeduld und Verzweiflung hat den Tannhäuser schon in die Arme der Venus zurückgetrieben. Nach der Auffassung der Dichterin Luise Otto[2]) gilt auch die Loreley nur für die personifizierte sinnliche Liebe

---

[1]) Grimm a. a. O. S. 781.

[2]) L. Otto: Gedichte (Leipzig 1878); vgl. Leimbach a. a. O. 190.
»Zu all den Liedern, so dir schon erklungen,
Zu all den Opfern, die man dir gebracht.
Hab ich auch selbst dir noch ein Lied gesungen,

und sündige Weltlust. In dieser Auffassung entspricht Loreley der Helena im ersten Faust-Volksbuch. Ihre Umarmung bringt den Helden ins ewige Verderben. Konrad von Würzburg erzählt in „der Welt Lohn" von dem Dichter Wirnt von Grafenberg, daß ihm „Frau Welt" einst prächtig gekleidet besucht habe. Doch als sie sich umwendete, war ihr Rücken zerfressen und voll von eklem Gewürm. „Wirnt aber rettet als Kreuzfahrer seine Seele." [1]) — Diese üppige, verlockende Gestalt, deren Umfangen den Menschen in den Abgrund der Hölle stürzen kann, ist die in mittelalterlicher Auslegung zum Todessymbol oder zur Teufelin gemachte „Frau Venus", die Liebesgöttin. Venus war aber, wie sich aus den oben erwähnten mythischen Sagen ergibt, mit Holda, bezw. Perhta identisch, die an vielen Orten Süddeutschlands und Österreichs auch „Laura" heißt. Die unzähligen bekannten „Lauerbrunnen" sollen ihren Namen von dieser Göttin herleiten. Auf solch ein Lauerbrünnlein bezieht sich beispielsweise das liebliche Gedicht Rückerts, in dem es heißt: [2])

„Dort, wo das Lauerbrünnlein fließet
Aus hohlem Stein
Und durch die Seewies' her sich gießet
Zum Dorf herein;
Dort geht das Ammenfrälein
Und schöpft in einem Schälein
Ein Kindlein raus
Wie einen Frosch, und bringt's ins Haus.

---

Als ich, gelockt von deiner Zaubermacht
Erfuhr an meines eignen Herzens Beben
Die Loreley ist auch noch heut am Leben.
Ich betete, den Zauber zu beschwören,
Die Hände faltend auf der stürm'schen Brust.
Da tönt ein Lied in immer höhern Chören,
Da wird das Herz sich seiner Kraft bewußt,
Der Kraft der Liebe, die aus Gott geboren
Auch nimmer ihre Gotteskraft verloren.
O Loreley, mit deinen Melodieen
Unsel'ge Toren nur lockst du hinab,
Nimm Lied um Lied, und laß mich weiter ziehen.
Ich glaube an der Liebe Himmelsgab'.
Doch aller Welt will ich zur Antwort geben:
Die Loreley ist auch noch heut am Leben.«

[1]) Wirzeburc a. a. O. E. Schmidt. Faust u. d. 19. Jahrh. a. a. O. S, 29.
[2]) F. Rückert's Werke (Leipzig) II. S. 172.

Wie oft nicht stand ich auf der Lauer
Im Abendschein!
Neugierig in den Brunn der Lauer
Guckt' ich hinein,
Sah schwimmen drin Kaulquäppchen,
Einfing ich eins im Käppchen,
Und trug's nach Haus,
Doch ward nicht solch ein Fröschlein draus."

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Als Hüterin der ungetauften Kinderseelen gehörte Laura ja auch ganz naturgemäß an den Kinderbrunnen, aus dem die Kleinen geholt wurden. —

Nach einer schwäbischen Sage schwebt Laura oft „weiß wie Wachs" mit einem ebenso weißen Schleier, so daß ihr Gesicht nicht zu erkennen ist, auf einem Wölkchen über das Wasser. Viele sind auch schon von ihr in die Irre geführt worden.[1]) „Einst verirrte sich im Walde, wo Fräulein Laura gehn soll, ein Kind. Auf einmal kam ein warmes Lüftchen, und es war da mitten im Winter so grün und blühend wie im Frühling." Durch die Blütenpracht schritt Fräulein Laura einher und winkte dem Kinde, zu folgen. —

In Böhmen heißt Laura einfach die „Waldfrau". Sie erschien einst um die Mittagszeit in duftigem, weißen Gewande mit einem Kranz von Waldblumen in den bis zum Gürtel hinabhängenden Goldlocken einem flachsspinnenden Hirtenkinde. Das Mädchen folgte der Einladung der holden Frau und tanzte mit ihr so leicht über das Gras, daß sich kein Hälmchen unter ihren Füßen krümmte. So geschah es 3 Tage lang. Nach dem Tanze fand das Mädchen jedesmal seinen Rocken vollgesponnen, und zuletzt füllte die Fee die Taschen der kleinen Hirtin mit Birkenlaub, das sich daheim in eitel Gold verwandelte. Doch wäre das Kind ein Knabe gewesen, „so hätte die Waldfrau ihn zu Tode getanzt oder gekitzelt."[2])

Mannhardt will in diesem „totkitzeln" und „tottanzen" eine Naturauffassung des Wirbelwindes erkennen, die sich auch u. a. in der Sage von den menschenfressenden Fanggen in Tirol wiederfindet. Allein die Natur scheint hier doch nur die entsprechende und notwendige Begleiterscheinung für das mehr oder weniger unheimliche Tun der Geister zu liefern. Diese Fanggen, Waldfrauen, Hulden und andern Alben weisen eine zu deutliche Verwandtschaft mit verschiedenen niederen, griechischen Gottheiten auf, als daß nicht alle aus derselben Wurzel

---

[1]) Vgl. auch Laistner a. a. O. S. 138.

[2]) Mannhardt: Wald- u. Feldk. I. 87.

entsprossen sein sollten. Und diese gemeinsame Wurzel ist der Glaube an die unheimliche Macht, die die vom Leibe losgelöste Seele über die Lebenden besitzt, ein Problem, das seit unvordenklichen Zeiten die Phantasie des Menschen beschäftigte. Die Seele des Verstorbenen will noch nicht sogleich ins „Nichts", ins „Unbewußtsein" zurücksinken. Sie will noch einen Anteil haben an den irdischen Freuden, sie will noch das, was ihr das Leben versagte, und was andern zuteil wird, nach dem Tode genießen. Da ihr dieses nicht immer vergönnt ist, so rächt die Seele sich dadurch, daß sie alle, die ihren Weg kreuzen ins dunkle Schattenreich hinüber zu ziehen sucht. Die Furcht vor diesen gewalttätigen Vorfahren veranlaßte den Seelenkult der alten Völker. Man suchte sie durch Gaben zu entschädigen. Man weihte ihnen Haine, baute ihnen Altäre, machte sie zu Heroen und endlich gar zu Gottheiten, die hier auf Erden weilen und walten. Man sah sie als die Veranlasser von Unglücksfällen und unheilbaren Krankheiten an und suchte sich ihrer Heimsuchung oft durch die gräßlichsten Opfer zu erwehren: Reichte doch der Groll eines solchen zürnenden „Heros" oft über ganze Generationen hinaus.[1]) Erwähnenswert ist hier die schreckliche Lamia[2]) von der ein lybisches Märchen erzählt, das sie das ihr im Leben durch den Raub ihrer Kinder angetane Unrecht nun durch dasselbe Verbrechen an andern Müttern rächt. —

Diese einzelnen Unholden wurden allmählich zu ganzen Gruppen vereinigt, die die verschiedensten Namen führen, trotzdem sie ihrer Natur und ihrem Charakter nach eigentlich mit einander identisch sind. Es sind die Keren, Sirenen, Erinyen, Harpyen, Telchinen und andere mehr. Besonders hervorzuheben sind hier wohl die Sirenen, weil sie gerade dadurch bekannt sind, daß ihre süßen Stimmen den Männern Gefahr bringen. Die Kunst legt ihnen Flügel bei; ein Zeichen für die dem Körper entschwebten Seelen. In hellenistischer Umbildung[3]) wurden diese Dämonen zu den nymphenartigen Wesen von denen die Odyssee singt. Wenn Wind und Welle in tiefer Ruhe liegen, ziehen sie mit zauberisch tönender Liebeslockung die Vorbeischiffenden an sich, um ihre vampyrischen Gelüste zu befriedigen. Spätere Umarbeitungen der Sage lassen diesen Zug weg und erwähnen nur den Untergang und das Verderben der Schiffer.[4])

Unverkennbare Übereinstimmung findet sich zwischen unserer Holda oder Laura und Hekate. Diese chthonische Göttin ist fast stets von

---

[1]) Rohde a. a. O. I. 264.

[2]) Hennings a. a. O. 361.

[3]) Weicker: Seelenvogel I. S. 47.

[4]) Rohde a. a. O. II. 81.

einem Schwarm von Seelen umgeben, die „vor der Zeit" aus dem Leben geschieden sind.[1]) Wo immer sich eine Seele mit dem Körper verbindet, also bei der Geburt, aber auch wo die Seele sich vom Körper trennt, ist Hekate zur Stelle. Den Wanderer überfällt sie in sengender Mittagsglut oder nachts am Kreuzwege und bringt ihm Schreckgesichte, Wahnsinn, Krankheit und Tod. —

Viel liebenswürdiger und erhebender wirken die altnordischen Todesverkündigerinnen, die Walküren. Sie gelten auch noch nicht für abgeschiedene Seelen, und ihnen haftet nichts Selbstsüchtiges an. Im Gegenteil, sie haben Unglück und Tod zu befürchten, falls sie der Stimme ihres Herzens nachgeben. Menzel[2]) hat in seiner „Rettung der Loreleysage" versucht, die Loreley zu einer dieser Schlachtenjungfrauen zu machen. Doch da außer dem Valkyriennamen Lara gar kein Anhaltspunkt gegeben ist, um die Identität mit der Lurley festzustellen, so bleibt dieser Satz eine bloße Hypothese, wie auch die Bezugnahme auf den „Lorakultus" der Germanen, von dem Professor Seybert spricht.

Die neueren Forscher, so z. Bsp. Wilhelm Hertz, erklären die Bezeichnung „Lor", „Lur" in Loreley für einen jetzt nicht mehr verstandenen Elbennamen.[3]) Am Fuß des Loreleyfelsens, wo jetzt die Eisenbahn durchgeht, befand sich früher eine Höhle, die den umherwandernden Handwerksburschen oder auch schlechtem Gesindel zum Unterschlupf diente. Diese hieß Lurloch oder auch Hanselmannsloch. Hanselmann oder Heinzelmännchen ist aber eine am Rhein und — durch Kopisch's Gedicht — allgemein bekannte Zwergenbenennung. Eine Zwergensage knüpft sich an das nahe dem Loreleyfelsen gelegene Städtchen „Lorch" und den steilen Kedrich. Auch am „Lorscher"-See in Hessen spricht man von einem Erdmännchen, das alle Kinder der wortbrüchigen Bürger von Tannenberg durch Pfeifen ins Wasser bannte. Ebenso könnte der Name des Zwergenkönigs Laurin, (ursprünglich „Luarin" geheißen,)[4]) diese Annahme, daß „Lur" und „Zwerg" oder „Wichtlein" einander entsprechende Ausdrücke seien, bestätigen. Die vielen Lauerbrunnen, die oben in Bezug auf die Göttin Laura

---

[1]) Die althochdeutschen „Physiologi" berichten: (Vgl. Hoffmann a. a. O. 19, 25.) „Sirene sint méremanniu unde sint uuibe gelîh . . . . unde múgin uile scòno sînen. (I) So die uergin si gihorent, so cherent si ir sin so harte dare, daz si uon deme suozen sange intslafent; so uarant siu dei tîer ane unt zebrechent sie, ê sirwachen. (II).

[2]) Menzel a. a. O. 230.

[3]) Vgl. zum folgenden: W. Hertz a. a. O. 478 ff.

[4]) O. Schade a. a. O.

erwähnt wurden, dürften ebensogut den schwäbischen „Wichtel- oder Butzenbrünnlein" gleichgesetzt werden.[1]) In den Volksmärchen- und Sagen heißen die Hausgeistchen bisweilen Luridan oder Lorandin. Der Kobold im Schloß Hudemühlen hieß Lüring.[2]) Das französische „luron" entspricht unserm deutschen „kleiner Schalk". Eine Bedeutungsverschlechterung erlitt der Ausdruck bei dem Teufelsnamen „Lurian". Diese Bedeutungsverschlechterung hängt auch wieder enge mit dem Einfluß des Christentums auf die heidnischen Vorstellungen zusammen. Die Zwerge, die doch noch viel allgemeiner als die Lichtalben für die Seelen der Vorfahren, die „Öllerken", die „Unnererdschen", galten, und die noch soviel Zauberei, Wahrsagekunst und andern Unfug trieben, konnten unmöglich zu den Seligen gerechnet werden. Also blieb nichts anders übrig, als diese heidnischen Gestalten in die Hölle zu versetzen. Im „Ketzerkalender"[3]) zeigt der Ausruf „o ir luren" d. h. „O ihr teuflischen Menschen!" die Entrüstung Murners über die Roheiten und Schändlichkeiten der Feinde seines Glaubens. Ein anderer Beweis ist Murners „Lürlisbad" aus der Narrenbeschwörung:[4])

»Der mœcht wol nemen grossen schaden,
Der zůr hellen fahrt gen baden
Und darzů von derselben hitzen
Lyb und sele gantz verschwitzen.

1. Wer so vil narren zamen stelt,
Der můss ouch thun, was in gefelt.
Thet ichs nit, es wůrd mir schad!
Darumb lad ichs ins lurlis bad,

5. Das wir in solchen schweren sachen
Vns selber ouch ein můtlin machen.
Es sůchs in bůchern, wer do wol,
Ich findts, das niendert sy kein hell.
Das hab ich aber wol gelesen,

10. Wie zwey orter sindt gewesen,
Das ein ist vss der massen kalt,
Das ander hitzig manigfalt,
Wie wol die hitz und ouch die kelt
An keinen orten zamen felt;

---

[1]) Hertz a. a. O. 478.

[2]) Vgl. Grimm: Deutsche Sagen.

[3]) Th. Murners: Der Lutherischen Evangelischen Kirchendieb- und Ketzerkalender. (Scheible a. a. O. X. 207.)

[4]) Th. Murner a. a. O. Nro. 62.

15. Es sind vier grosser berg do zwischen,
Das kelt und hitz sich nit vermischen.
Dann kurtzlich erst, in vnsern Tagen,
Hats der tüfel zamen tragen.
In einander beid geflossen,

20. Vnd sindt von inen vssgegossen
So manchs natůrlichs, lieblichs bad,
Das keim mensch vff erden schad.
Hitz vnd kelt sind temperiert
In lieblich kasten zamen gfiert.

25. Ich bit dich drumm geloub mir das,
Do vorhin die hellen was,
Do ist jetzundt ein lustligs bad,
Da hin ich all myn narren lad.
Gloub mir, das jetzundt alle stendt

30. Nit anders wissent oder wendt,
Den das die hellen sy zerstossen
Vnd in beder zamen geflossen.
Darumb sy stellen all daryn,
Das keiner wil der hinderst syn;

35. Sy syen geistlich oder weltlich,
So yebt ein yeder dapffer sich.
Gott geb, ich dieg im, was ich thů,
Noch wendt si zů der hellen zů,
Vnd ringent vil me nach der hellen,

40. Dan sy zů Gott in hymel stellen!
Der geistlich halt syn orden nit,
So ist der ley ein narr do mit.
Es sy vf erd, was stand es well,
So wöllens all sampt in die hell;

45. Darumb sy habent grosse acht
Alle tag und alle nacht,
Grosse arbeit legent an,
Dan das sy nach dem hymel stan.
Werent sy das tusentst mol

50. Des gottes diensts und eren vol,
Als sy dem tůfel sindt geflissen,
So möchten sy vnd soltens wissen,
Das in gott geb den ewigen lon.
Noch thůnt sy es nit | das hat gethon

55. Die seltzam vnd ouch frölich mer,
Wie das ein lůrlis bedlin wer.
Der bȯs wer nit so vngestalt,
Als man in allenthalben malt;
So wer ein gůt bad in der hellen,
60. Darumb die narren all dryn wellen
Wann sy gloubten, das gott wolt
Den frumen geben rychen solt
Vnd in den hymel glouben hetten,
So weiss ich, das sy anders thetten.
65. Sunst londt sy es gon, recht wie es gat,
Vnd wȯllent nun in das lůrlis badt.«

Dieses lürlis bedlin ist die Hölle, nach der alle Stände auf Erden sich weit mehr als nach dem Himmel drängen, gleichsam als sei dort kein Schreckensort, sondern ein wohltemperiertes Bad, in das jeder zuerst hinein will. — Die verdammte Seele [also das „lürli", „lörlein"] ist nun aus der Zeit in die Ewigkeit hinübergegangen. Eine höhere Erkenntnis ist ihr dadurch zuteil geworden, und es gibt keine dunkelverhüllte Zukunft mehr für die geisterhaften Bewohner des Felskolosses am Rhein, den man einst den „Lurlaberch", den „Berg der Lörlein" nannte. Als dann im Lauf der Jahre die Bezeichnung „Ley" für „Schiefer" dort allgemein gebräuchlich[1]) wurde, fiel die Deminutivform an dem Namen fort und machte dem einfachen „Lurley" d. i. „Lurenschiefer" Platz. Der Lorleyfels wäre demnach der Schieferfels der Luren.

Es war nun, wie ja auch aus den Zeugnissen der mittelalterlichen Reisenden hervorgeht, allgemeiner Volksglaube, daß die Berge — als Wohnstätten der armen Seelen, der Zwerge und Elfen, inwendig hohl sein müßten. Die Phantasie schuf hier nun Palläste und zauberhafte Rosengärten, in denen Gesang und Saitenspiel die dort Weilenden ergötzte. Den Luren muß man wohl eine ganz besondere Vorliebe für die Musik zugeschrieben haben. Die Sage vom Flötenspieler am Lorscher See und die Lauerbrünnlein mit ihrem heimlichen Rauschen und Klingen bestätigen diese Annahme. Auch der „Luruwald" (Latiwald) in der Blômsturvalta-saga mag den Namen wohl von dem geheimnisvollen Brausen in seinen Wipfeln erhalten haben.[2])

Im Nationalmuseum zu Kopenhagen befindet sich eine Sammlung altnordischer Blasinstrumente aus der jüngeren Bronzezeit. Diese

---

[1]) So nennt man am Rhein die Schieferdecker allgemein „Leyendecker".
[2]) Grimm: D. Heldensage. S. 264.

demnach ungefähr 2500 Jahre alten Blashörner bestehen aus einem langen, geschwungenen Rohre, endigen in einer reich ornamentierten Platte und werden „Luren" genannt. Der Schall der menschlichen Stimme mag wohl durch dieses Horn so verändert (verstärkt oder gedämpft) worden sein, daß der Klang Ähnlichkeit mit dem dumpfen Widerhall bekam, der aus Bergen und Wäldern zurückschallte. Es hat in dem Lurenklang vielleicht auch etwas klagendes gelegen, und man hat darin die Stimmen jener dem Leben entrissenen Seelen erkennen wollen, die in schmerzlich bangen, unheilkündenden Jammertönen ihr trauriges Los beklagen. Noch heute wird ja im Niedersächsischen „lörchen" für „heulen" gebraucht.[1]) Auch das bekannte „einlullen" d. i. „in Schlaf summen" mag aus verwandtem Stamme entsprungen sein. Diese Wiegenlieder haben ja meist eine lieblich schwermütige Melodie, mit der wohl die, dem menschlichen Auge unsichtbaren Hausgeistchen, die Heimchen oder die wiederkehrende tote Mutter, — also die Luren, — das Kind in den Schlummer gesungen haben mögen. — Auch die klagend rufende Unke wird Lörke genannt. Dieses Lörke verkriecht sich gern ins Dunkle, und so dringt nur seine Stimme geheimnisvoll an das Ohr des Horchenden. Das Versteckte, Heimliche, Verborgene gilt aber oft für das Schlechte. Darauf mag das braunschweigische „Lure" (d. i. Blendwerk) oder das dänische „lura" (= überlisten, narren,) Beziehung haben. Dieser Sinn ließe sich sehr gut mit dem Echo in Einklang bringen, dessen unsichtbares Geschrei ja auch die Vorüberziehenden oder den Felsen Anrufenden neckt und nachäfft.

Das Volk hielt nun, wie bereits erwähnt wurde, das Echo für die melodische Stimme der Zwerge: „Sie singen oft vom steilen, unzugänglichen Bergwipfel so schön herab, daß die Leute glauben, die Engel des Himmels zu hören";[2]) und den Zwergen, als den Geistern der Verstorbenen, die nicht durch den Leib gehindert sind, das Zukünftige zu erschauen, legte man die Gabe der Weissagung bei. So heißt es im Otnitsliede:[3])

„do sprach der Lamparter: jo du vil cleiner geist,
e du von hinnan scheidest, du must sagen alles, das du weist."

Diese Fähigkeit, den Menschen das kommende Geschick verkünden zu können, legten aber auch die Alten schon ihren unterirdischen Gottheiten bei. An manchen Orten Griechenlands sandten die Verstorbenen

[1]) Vgl. auch Luthers Bibelübersetzung Hosea 7. 14.

[2]) Kaufmann: Mythol. S. 718.

[3]) Uhland: Heldensage a. a. O. 225.

Wahrsagungen aus dem Geisterreiche empor.[1]) Diese neue Harmonie beweist, daß auch der Brauch, den Hall aus den Bergen zu befragen[2]) auf uralter Volksüberlieferung beruhen muß.

Dem Echo wohnt aber leicht etwas spöttisches bei, und sein Ruf leitet den Wanderer irre. Der natürliche Schall hat also die Wirkung des natürlichen Scheins, des Irrlichts.[3]) Im Altertum galten Ausdrücke, die sehr wohl mit dem Echo in Beziehung gebracht werden können, wie unsere heutigen »beschreien, beschwatzen, berufen, überrufen« für »zaubern«. Das althochdeutsche „kalan" war nicht nur „canere" sondern auch „incantare",[4]) ein bindendes Hersagen der Zauberworte. Auch das französische „charmer-enchanter" stammt aus „carmen" und „cantus". Nun beruht die Weissagekunst auch vielfach auf dem Werfen und Deuten des Loses: „sortilegium" woraus im französischen „sorcier" entstanden ist:

Die Schiffer am Loreleyberg werden also durch das vielstimmige laute Geschrei aus dem Felsen so verwirrt und bezaubert, daß sie des Weges nicht achten und an den Klippen zerschellen.

So mag die Loreleysage in altersgrauer Vorzeit nur mit den Zwergen in Zusammenhang gestanden haben. Da aber auch die Lichtalben, die Hulden, Waldfrauen und andere lieblichere Gestalten mit den „Luren" den Charakter der „abgeschiedenen Geister, die noch auf Erden walten", gemeinsam haben, so ist es erklärlich, daß die unsichtbar rufenden Zwerge im Laufe der Zeiten hier durch eine anderswo heimische Jungfrau ersetzt wurden. Nun zog nicht mehr der Drang, die Zukunft von den weisen Luren sich enthüllen zu lassen, die Männer nach dem Berge, sondern das berückende, sinnverwirrende Aussehen und der verlockende Gesang der Verderben bringenden Elfin. Einen Anhaltspunkt für diese Annahme gibt es aber nicht. Für gewiß ist nur anzunehmen, daß die Brentano-Heinesche Ballade die lokalisierte Concentration einer ganzen Reihe ähnlicher alter Sagen ist. Deshalb darf ihr aber keineswegs Echtheit und Volkstümlichkeit abgesprochen werden. Der Dichter ist der berufene Vertreter des nie ruhenden, schaffenden Volksgeistes. Sobald er in das Wesen der volkstümlichen Poesie eingedrungen ist, darf er mit vollem Recht alte Überlieferungen nach seinem Belieben umbilden und versetzen, falls die äußeren und inneren Bedingungen dazu gegeben sind. Bei der Loreleysage trifft das zu: Wenige Orte besitzen die romantische Schönheit des Lurley-

---

[1]) Vgl. Rohde a. a. O. I. 205.

[2]) Vgl. die oben erwähnten Lieder aus der Colm. Hdschr.

[3]) Vgl. Grimm: Mythol. S. 503.

[4]) Vgl. Grimm: Mythol. S. 864.

felsens, der mit seinem wildschauerlichen Charakter inmitten der lieblichen Umgebung die Sagenbildung geradezu herauszufordern scheint. In glücklicher echt volkstümlicher Naivität leitete nun Clemens Brentano den Mädchennamen Lore Lay von der alten Felsbezeichnung ab. Er verknüpfte damit beide zu einem unlöslichen Ganzen, das mit uralten Sagenmotiven verwoben, den Anlaß zu der Neugestaltung einer Sage gab, die wohl zu den schönsten der deutschen Literatur zählen kann. Sie hat fest im Volke Wurzel geschlagen, und wenn man auch heute „auf den Rheindampfern" andächtiger dem „Schwertlied des Siegfried" oder dem „Weigalaweia der Rheinnixen" aus der Wagnerschen Trilogie lauscht,[1]) so wird die schlichte Ballade von Heine doch nie ihren Ehrenplatz unter den Lieblingsliedern des deutschen Volkes verlieren.

---

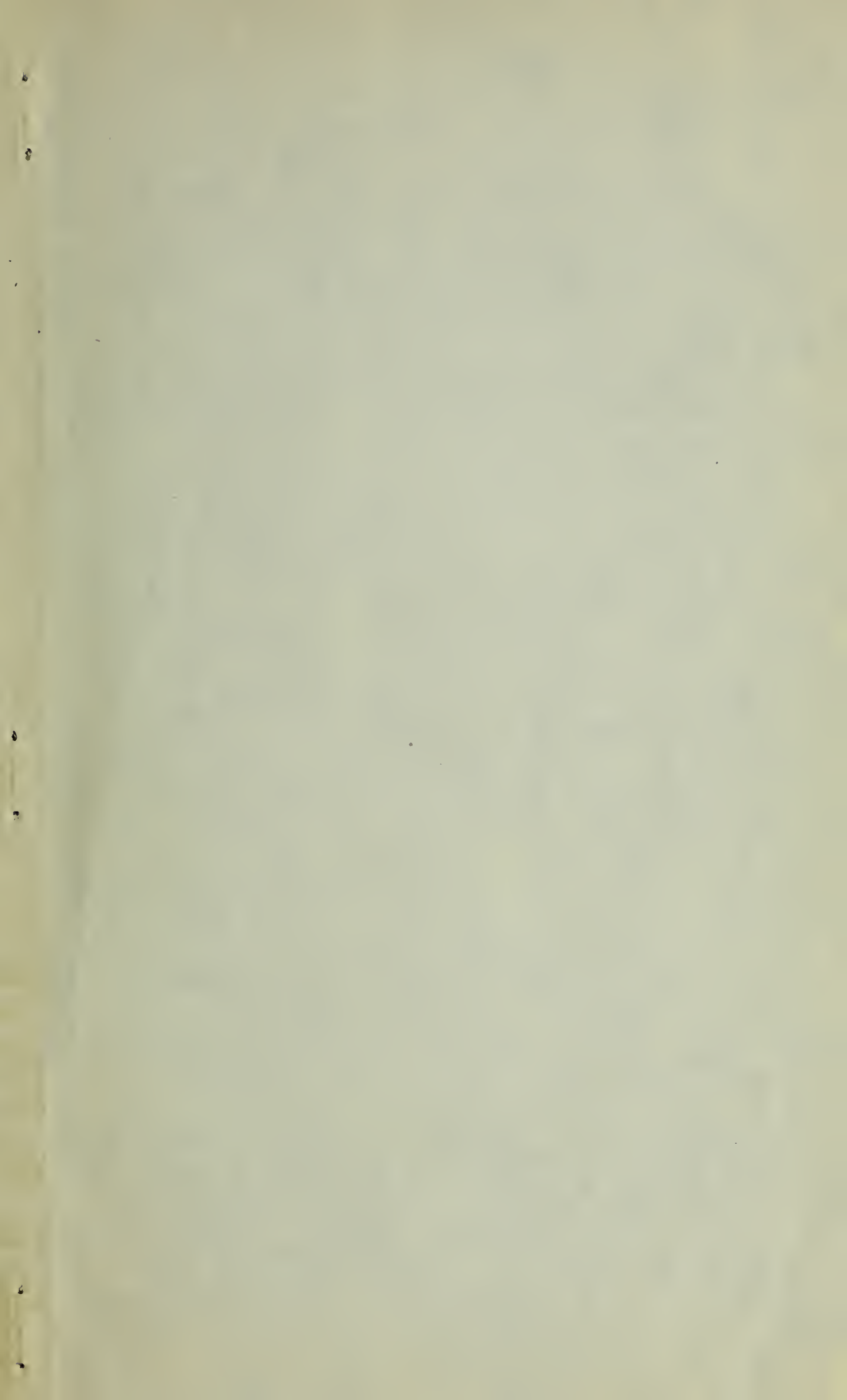
[1]) Vgl. den Artikel von Max Nordau in der N. Fr. Presse. Wien. 5. 10. 1907.

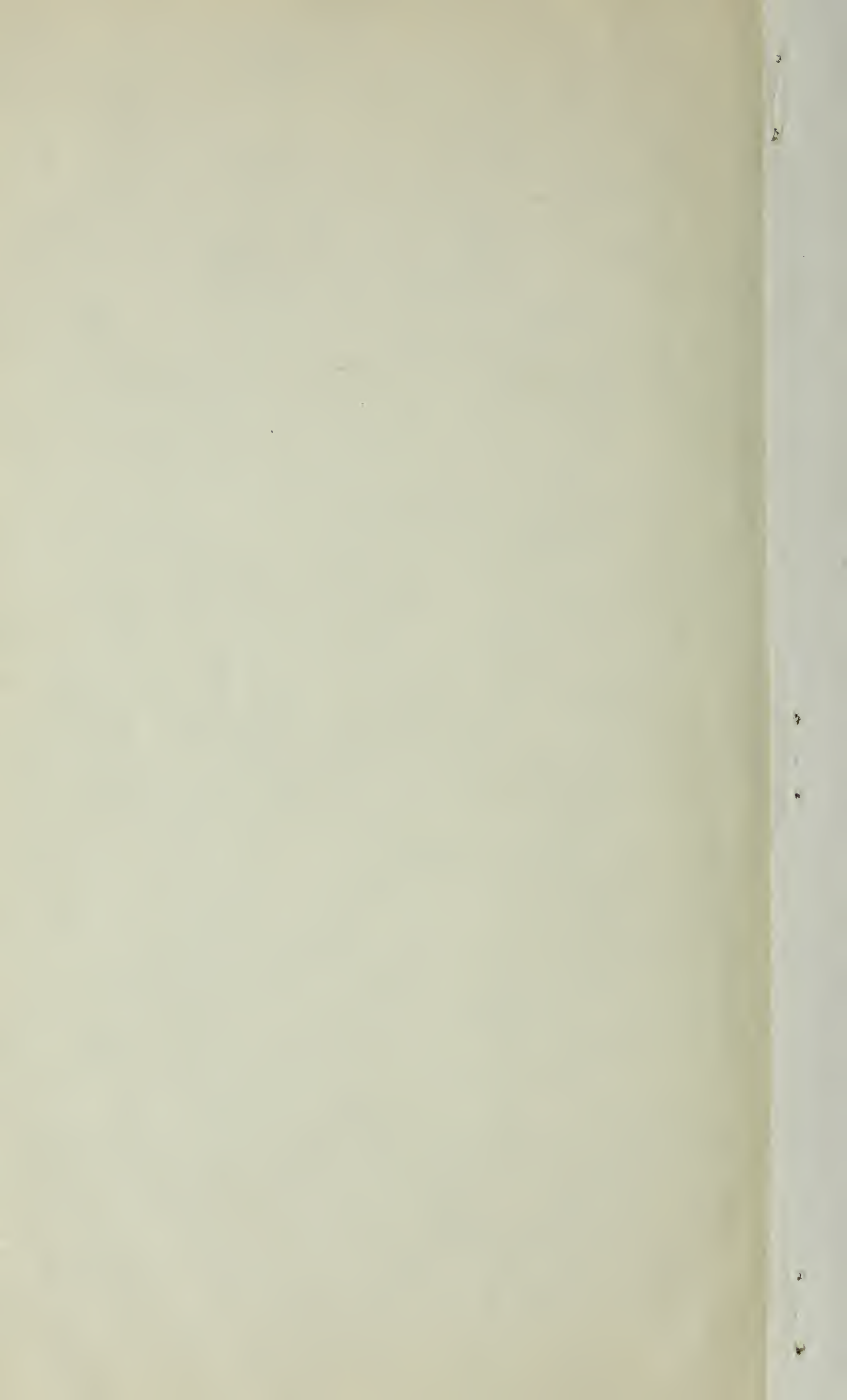















UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 112481699